Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreizehnter Jahrgang

Nr. 18 — Leipzig, den 4. Mai — 1899

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1591 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Wie Jesus uns beten lehrt. Erste Hälfte — Katholizismus und moderne Kultur. Ein Rückblick auf den Fall Schell. 3. Schell als Dogmatiker und Apologet — Politik und Moral. Zweite Hälfte — Bismarcks Gedanken und Erinnerungen. 3. Bismarck als leitender Staatsmann — Bücher und Schriften: Der Christus der Geschichte und sein Christentum (Längin); Die mystische Seite des religiösen Lebens (Hartwich); Denken und Handeln; Thomas a Kempis (Paulsen); Aus Geschichte und Kunst des Christentums (Hasenclever); Chronika eines fahrenden Schülers (Brentano-v. d. Elbe); Dilettanten des Lebens (Viebig); Gewinn aus verlornen Tagen (Schäffer, Betrachtungen); Die Pfarrervereine (Homiletisches Handbuch) — Quittung — Zur freundlichen Beachtung — Anzeigen

Wie Jesus uns beten lehrt

1

Und ich sage euch auch: Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan. Denn wer da bittet, der nimmt; und wer da suchet, der findet; und wer da anklopfet, dem wird aufgethan. Luk. 11, f.

Dreierlei drängt sich bei diesen Worten des Herrn auch dem oberflächlichsten Blicke auf: die übereinstimmende Gliederung der beiden Verse, der Parallelismus der drei Stücke jedes einzelnen Verses und die Steigerung in der Lebhaftigkeit des Bildes innerhalb der dreifachen Versglieder. Nach der ganzen Art israelitischer Redeweise könnte man nun, wie die meisten Erklärer es thun, ohne weiteres annehmen, daß sowohl jener Parallelismus der Worte und Gedanken wie diese wachsende Anschaulichkeit der Bilder nur den Zweck habe, einen und denselben Gedanken möglichst deutlich einzuprägen, hier also „das Bittgebet bis zur andrängenden Inbrunst“ zu charakterisiren. So meint auch Luther, „daß Jesus uns damit will desto stärker vermahnen zum Beten.“ Möglich ist das. Aber ist es wahrscheinlich, daß der Heiland nur um des Nachdrucks willen einen und denselben Gedanken dreimal oder vielleicht gar sechsmal hinter einander ausgesprochen hat, nur mit verschiednen Worten und Bildern? Sollte nicht doch ein Fortschritt und ein eigentümlicher innerer Zusammenhang in jenem Aufbau der Versglieder sich finden? Liegt nicht auch hier hinter der wirkungsvollen Rhetorik, die der rein theoretischen Betrachtung verständlich ist, vielmehr ein sicherer Anschluß an die Praxis und Erfahrung des wirklichen Lebens?

Ein scharfsinniger Ausleger hat gemeint, Jesus habe hier eine künstliche rhetorische Umstellung angewandt und die drei Bilder beider Verse in einer Reihenfolge uns vorgeführt, die der Wirklichkeit entgegengesetzt sei; denn der Hilfesuchende klopfe zuerst an, dann suche er den Helfer auf, und endlich trage er seine Bitte vor. Diese Bemerkung erscheint zunächst ebenso einleuchtend wie überraschend. Aber abgesehen von der Frage, ob diese Zusammenfassung der drei Bilder wirklich dem Gedankengang entspricht: was für einen Grund sollte Jesus gehabt haben, jene künstliche Redewendung zu gebrauchen, und zwar gleich zweimal hinter einander? Jener Ausleger hat darin Recht, daß er einen Fortschritt oder Unterschied zwischen den drei Bildern anerkennt; aber mit der Reihenfolge findet er sich nicht zurecht. Wie, wenn gerade in der Reihenfolge jener Bilder und Mahnungen der Schlüssel läge für das wirklich praktische Verständnis des Herrenwortes, für seine Tiefe und Fülle wie für seine Zweckmäßigkeit und Richtigkeit?

Schon nach dem ganzen Zusammenhang kann es keinem Zweifel unterliegen, daß Jesus seinen Gläubigen in jeder Weise Lust machen möchte, mit ihren Bitten dem himmlischen Vater zu nahen; das beweisen die Gleichnisse, die unserm Worte voraufgehen und folgen. Das wirksamste Mittel, zum Bitten Lust zu machen, ist die Verheißung der Erhörung; darum spricht der Heiland zuerst: Bittet, so wird euch gegeben.

Allein diese Verheißung bleibt so oft unverstanden und ein leerer Schall, weil wir den lebendigen Gott, den wir bitten sollen, gar nicht recht kennen. Wir möchten wohl gern ihn bitten; aber wir sind in Wirklichkeit mit unserm innern Leben ihm fern und fremd. Es ist, als ob wir im Finstern tappten; und gerade, wenn wir uns an Gott wenden möchten mit unsern Bitten, haben wir wohl gar das Gefühl, als starrten wir in die weite, unermeßliche Leere und stünden vor einem großen, beengenden Nichts. Wo ist der Gott, der uns hilft? Wo und wie sollen wir beten, damit wir der Erhörung gewiß werden? Der Heiland antwortet uns: Suchet, so werdet ihr finden! Es ist die alte, heilige, göttliche Verheißung, daß Gott der Herr es dem Aufrichtigen gelingen läßt und ihn, wenn er nicht abläßt mit Fragen und Suchen und Verlangen, mit seiner Erkenntnis und Offenbarung begnadet. Davon legt schon das ganze Alte Testament Zeugnis ab, am herrlichsten Jeremias: So ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen, spricht der Herr. Nun wohl, diese Erfahrung können auch wir im religiösen Leben machen, wenn wir nur ernst und geduldig suchen.

Aber freilich taucht gerade in dem Augenblick, wo wir uns dem Ziele schon nahe wissen, des Daseins Gottes gewiß werden und seine Nähe empfinden, ein neues Hindernis auf: Ist nicht der Gott, den wir erkennen und finden, der Lebendige, der Allgewaltige, vor dem wir Nichts sind, — auch der Heilige und Gerechte, der uns unreine, sündige Menschenkinder durchschaut, der uns meiden, von sich stoßen, verachten und verdammen muß? Können und dürfen wir mit unserm Anliegen vor ihn treten? Kann er uns gnädig sein, unsre Bitten erhören? — Wir stehen vor einer verschlossenen Thür; bis dahin sind wir mit unserm Suchen gekommen. Wir wissen: dahinter ist unser Gott; aber wir haben weder den Schlüssel zu öffnen, noch die Gewalt, die Thür zu erbrechen, noch die Möglichkeit, auf andre Weise zu ihm zu kommen, wenn er nicht selbst öffnet. Wird er uns zu sich lassen? Mit Herzklopfen und Verlegenheit und Angst stehen wir da. Sollen wir nicht lieber jetzt noch, obwohl wir wissen, daß unser Gott lebt und wo er wohnt, eilends umkehren und von dannen fliehen? Wer hilft uns und macht uns armen, verzagten Menschenkindern Mut und Hoffnung? — Unser Heiland; denn er spricht: Klopfet an, so wird euch aufgethan! Wie er von sich selbst gesagt hat: Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen, so bezeugt er uns, daß in seines Vaters Hause viele Wohnungen sind, und daß unser Gott, wenn wir ihm bittend nahen, sich uns nicht verschließt und uns nicht draußen stehen läßt. Es ist nicht so, daß Gott nichts von uns wissen, nur verurteilen und vernichten will; sondern unser Gott freut

sich, wenn wir zu ihm kommen. Klopfet an, so wird euch aufgethan! Selbst vom verlornen Sohne erzählt der Heiland: Da er aber noch ferne von dannen war, sah ihn sein Vater und jammerte ihn, lief und fiel ihm um seinen Hals und küßte ihn. Sollte derselbe himmlische Vater nicht aufthun Allen, die ihn mit rechtem Ernst gesucht und gefunden haben? Hört ihr es nicht, wie er schon naht, um uns zu öffnen?

Bornemann

Katholizismus und moderne Kultur

Ein Rückblick auf den Fall Schell

3. Schell als Dogmatiker und Apologet

Schells wissenschaftliche Werke, von denen eine Dogmatik*) von mehr als 1700 Seiten und der Anfang einer Apologetik**) mit bis jetzt mehr als 1100 Seiten zu erwähnen sind, waren uns protestantischen Theologen so gut wie unbekannt, ehe Schell durch die Broschüre die Aufmerksamkeit auf sich zog. In der systematischen Theologie ist die Fühlung zwischen der katholischen und protestantischen Wissenschaft geringer als auf historischem Gebiet. Die Abkehr von der Spekulation in der neueren protestantischen Theologie läßt uns, auch vom spezifischen Inhalt des katholischen Dogmas abgesehen, ein so entschieden spekulatives System, wie das Schells, fremdartig erscheinen. Daran kann auch seine in ihrer Art energische Auseinandersetzung mit Kant, auch mit Neueren wie Spencer und Eduard von Hartmann nichts ändern. Wären seine Werke in der ersten Hälfte des Jahrhunderts erschienen, so hätten sie gewiß auch auf protestantischer Seite Aufmerksamkeit gefunden. Es ist eine Spekulation, die mit der Schellings in seiner spätern Zeit einige Verwandtschaft zeigt.

Zu einem die Sache erschöpfenden Urteil über die Bedeutung dieser Arbeiten bin ich nicht kompetent. Dafür wäre nicht bloß ein genaues Studium der Werke selbst, sondern auch die Kenntnis der ganzen neuern katholischen Dogmatik und Apologetik Vorbedingung. Aber auch ohne dies läßt sich feststellen, daß die Arbeiten eine nicht unbedeutende Kraft der Spekulation aufweisen. Der Stil ist eigenartig, durch poetischen Schwung und edles, sittliches Pathos ausgezeichnet, nicht frei von Ueberschwenglichkeiten. In scharfem begrifflichem Denken sind andre katholische Systematiker unsers Jahrhunderts Schell überlegen. Der historische Sinn ist lange nicht so stark entwickelt wie die konstruktive Gabe. Von dem Neuen, das er bringt, hat Schell selbst einen starken Eindruck. Uns scheint es mehr nach der formalen Seite hin zu liegen, in der Verknüpfung einzelner Gedanken, nicht in neuen Gedanken selbst. Manche katholische Kritiker haben allerdings auch im Inhalt ein großes Maß von Originalität gefunden. Das mag dahingestellt bleiben. Sicher ist, daß es sich nicht bloß um gewissenhafte Gelehrtenarbeit handelt, sondern um ein mit Anstrengung nach den höchsten Zielen ringendes Denken, das aller Achtung wert ist.

Man fragt bei einer Dogmatik zuerst nach dem Standpunkte. Schell steht durchaus auf dem Boden des katholischen Dogmas. Nicht bloß im Prinzip, sondern auch in der Ausführung. Wo Lehrentscheidungen der Kirche vorliegen, ist die Sache für ihn entschieden. Nirgends läßt sich auch nur die geringste Annäherung an das protestantische Dogma nachweisen. Auch nicht in der, allerdings für ihn charakteristischen, starken Betonung der heiligen Schrift neben der Tradition (die gewöhnlichen Beweise für die Notwendigkeit der letztern werden zurückgewiesen, da sie der Bedeutung der Schrift nicht gerecht werden). Der Heilslehre der Reformation steht Schell so fern, wie nur möglich. Ueberall werden die protestantischen Lehren entschieden bekämpft; es wird in der Dogmatik vom Protestantismus und seinem „Gefühlsglauben" nicht selten im Ton einer souveränen Ueberlegenheit geredet.

*) Katholische Dogmatik in sechs Büchern, 1889 bis 1893 erschienen.

**) Die göttliche Wahrheit des Christentums in vier Büchern. Erstes Buch: Gott und Geist. 1895. Ein weiteres größeres Werk über die Trinitätslehre wurde schon erwähnt. Auch die Rektoratsrede: Das Problem des Geistes (Würzburg, Göbel, 2. Aufl. 1898) ist für Schells Grundgedanken wichtig.

Allerdings ist die Frage der Rechtgläubigkeit gegen Schell schon wegen seiner wissenschaftlichen Arbeiten aufgeworfen worden. Schien der Anfang seiner Dogmatik nur eine neue Spielart der neuscholastischen Richtung zu verheißen, so zeigten die spätern Bände, daß er sich an keine Schule band und in wichtigen Fragen seine eignen Wege ging. Viele seiner Aufstellungen sind bei den katholischen Kritikern, die übrigens ohne Ausnahme seine Energie, den Gedankenreichtum, die anregende und geistreiche Darstellung anerkannt haben, auf starken Widerspruch gestoßen. Und er selbst hat im Verlauf seines Werks seine Eigenart immer schärfer hervorgekehrt. In der Sakramentslehre und in der Eschatologie finden sich gewisse Milderungen, die vom Standpunkte des Dogmas oder doch der herrschenden Schultradition aus angesehen nicht unbedenklich erscheinen mußten. Vielleicht weniger um ihrer selbst, als um der Polemik willen, durch die sie Schell deckte, haben sie Aufsehen erregt. Die „derben und grobsinnlichen, harten und verdammungslustigen Vorstellungen der modernen Darsteller des Offenbarungsglaubens" waren angegriffen. Gegen die „Physik des Fegfeuers," die „Beigabe einer Physik und Geographie des Jenseits," gegen das Prinzip, die möglichst massive Vorstellung für die rechtgläubigste zu erklären und die möglichst irrational hingestellte Lehre zu einer Glaubensprobe zu verwenden, gegen die Zumutung, daß die Dogmatik sich nach den Vorstellungen der ungebildeten Volksklassen zu richten habe, finden sich, zumal im letzten Bande der Dogmatik, recht deutliche Ausführungen. Sie wurden auch verstanden. Einzelne — vor allem jesuitische — Kritiker haben den Ton gegen Schell bedeutend verschärft. Die „an Geringschätzung streifende Stimmung gegen die Scholastik," die Abweichung von der herrschenden Lehrtradition schien bedenklich. Es fiel ein bezeichnendes Wort (Zeitschr. f. kath. Th. 18, 695): „Die Freiheit in der Dogmatik hat noch andre Schranken, als das reine Dogma." Mit einem vielsagenden Wink wurde Schell in einer Rezension zur Vorsicht gemahnt. „Weitere diesbezügliche Darlegung ist wohl überflüssig"! Seine Arbeiten waren den Vertretern der jesuitischen Normaltheologie unbequem geworden. Von hier zog ein Gewitter gegen ihn auf, schon ehe seine Broschüre erschien. Der Geist, in dem man selbst Dogmatik trieb, war angegriffen. Eine so weitgehende Selbständigkeit war unter allen Umständen gefährlich. Schell hatte eine Partei gereizt, die ihren Gegnern Nichts schuldig zu bleiben pflegt.

So war das Schicksal seiner Bücher schon durch seine wissenschaftlichen Arbeiten vorbereitet. Es fragt sich nur, ob auch ein innerlicher Zuhammenhang zwischen der Kritik in seinen Broschüren und dem dogmatischen System vorhanden ist.

Schell ist Apologet. Von da aus läßt sich sein ganzes Auftreten verstehen. Auch seine Dogmatik ist durchaus apologetisch gehalten. Er hat die höchste Vorstellung von seiner Aufgabe als Apologet. Der Katholizismus soll so dargestellt werden, daß er seine ganze Anziehungskraft ausüben kann. Von allen Seiten soll er die Wahrheitsmomente in sich aufnehmen. Der Apologet muß sich mitten in den Kampf des modernen Lebens hineinwagen, in der Auseinandersetzung mit den modernen Ideen, in denen doch nicht alles Irrtum ist, muß er sein Recht nachweisen. Um Weltfragen, nicht um Schulfragen handelt es sich. So hoch und weit wie möglich muß er seinen Standpunkt nehmen. Eine „Philosophie der Offenbarung" ist das Ziel. Schell glaubt, daß die christliche Wahrheit sich mit den Mitteln der Vernunft beweisen läßt. Es ist der alte Traum der christlichen Apologetik. Schell hat ihn so gläubig, so lebensvoll geträumt, wie nur irgend einer der großen Apologeten in vergangnen Tagen. Die Zweifel, die uns Andre quälen, beunruhigen ihn wenig. Leuchtend steht das Friedensbild vor ihm: Glaube und Vernunft reichen sich zu einem ewigen Bunde die Hand.

Es gab einmal eine Zeit, da suchte eine junge Wissenschaft voll kühnen Mutes die hohe Aufgabe zu lösen, Wissen und Glauben zu versöhnen, die tiefsten Geheimnisse der Offenbarung mit der Vernunft nachzudenken. Das war im Mittelalter. Es war die Scholastik. In Thomas von Aquin hat sie ihre Höhe erreicht. Und die Philosophie, die, nachdem sie lange als glaubensfeindlich bekämpft worden war, der Theologie diesen höchsten Dienst leisten sollte, war die aristotelische. Von hier

ist Schell ausgegangen, theologisch von Thomas, philosophisch von Aristoteles. In den meisten Schulfragen steht er auf der Seite des Thomismus, auch die auffallendsten Eigentümlichkeiten seiner Dogmatik knüpfen zum Teil an diesen an.

Was Schell von der einfachen Erneuerung der Scholastik unterscheidet, wie sie in unserm Jahrhundert von einer einflußreichen Richtung in der katholischen Theologie versucht worden ist, das ist die freiere Bewegung in der Form, die größere Selbständigkeit gegenüber dem Inhalt der Lehre, endlich die Verwendung moderner Gedanken. Schell weiß, daß die Naturwissenschaft, welche die Scholastik voraussetzt, zerstört ist. Schon das nötigt zu Aenderungen. Nicht der Buchstabe der Scholastik ist maßgebend, sondern ihr Geist. So faßt Schell auch die Empfehlung der thomistischen Studien durch Papst Leo auf.

An modernen Ideen fehlt es in der That bei Schell nicht. Er empfindet das Gewicht der Probleme; er sieht den Abstand zwischen dem Dogma und der modernen Ideenwelt; er sucht auch das relative Recht moderner Gedanken zu verstehen. Wir sind solchen in seinen Broschüren begegnet, in seiner Dogmatik und Apologetik sind sie zum Teil noch tiefer begründet: der Fortschritt in der Erkenntnis der Wahrheit innerhalb der kirchlichen Entwicklung; die Notwendigkeit einer individuell verschiednen Ausprägung der Wahrheit; das Recht der richtig verstandnen liberalen Prinzipien in Staat und Gesellschaft; die Unterscheidung zwischen Religion und Kirchentum.*) Der moderne Gedanke der Entwicklung bewährt seine Macht auch bei ihm. Die scholastische Lehre von der menschlichen Entwicklung Jesu wird scharf kritisirt und ein Neubau versucht, der die Entwicklung des menschlichen Bewußtseins Jesu weit besser zur Geltung kommen läßt:

Die scholastische Denkweise hat keinen Sinn für das Werden, sondern nur für das Sein, für den Besitz, nicht für den Erwerb.

Mit der neuern deutschen Philosophie hängt die Art und Weise zusammen, wie Schell das sittliche Moment betont. Z. B. in der Lehre von der Vorsehung, von den Sakramenten, von den letzten Dingen soll alles Fatalistische und Mechanische zu Gunsten der Vorstellung der lebendigen, durch sittliche Ideen geleiteten Thätigkeit Gottes zurückgedrängt werden.

Schließlich beherrscht nämlich eine Lehre Schells ganze Dogmatik: die Gotteslehre. In freiem Anschluß an ältere Vorbilder (z. B. Schelling) hat er die Theorie ausgebildet, daß Gottes Selbstbestimmung die wirkende Ursache seiner Existenz ist. Gottes Wesen ist reinste That. Als stete „Selbstverwirklichung," „Selbstbegründung" ist Gott aufzufassen. Die Existenz ist bei ihm nicht dem Thun logisch vorausgehend vorzustellen. Das wird den meisten Lesern als eine abstruse, „scholastische" Subtilität erscheinen. Allein für Schell hängt Vieles davon ab. Er hat im Grunde — in einer Weise, die hier nicht näher ausgeführt werden kann — sein ganzes System an diesen Gedanken geknüpft. Es kommt darin für ihn zum Ausdruck: das sittliche Interesse, das nur in Gottes ethischem Handeln Ruhe findet; der spekulative Trieb, der die Beziehung von Allem auf Eines und die ausnahmslose Durchführung des Kausalprinzips fordert; der in der neuern Philosophie erkannte Primat des Willens; die lebendige Anschauung einer Entwicklung innerhalb der Welt; aber auch der hohe Wert, den die „Aktivität" des Einzelnen in der religiösen Erkenntnis und im kirchlichen Handeln hat, das Recht der Selbständigkeit, der Freiheit, des Fortschritts. Und von Neuem wird einleuchtend, wie Alles darauf ankommt, den in der Religion immer wieder hervorbrechenden Trieb der Kreaturvergötterung zu bekämpfen, freilich so, daß der dem Katholizismus wesentliche Glaube an die Welt heiliger Personen und Sachen festgehalten wird, die der Heilsvermittlung dienen. In der Polemik gegen die Uebertreibungen des Marienkultus sagt Schell (Dogmatik 3, 1, S. 86):

*) Schell ist gelegentlich (Die neue Zeit, S. 75) sogar auf den Grundgedanken des unsern Lesern aus dem Jahrgang 1894 bekannten Buchs von Sabatier über Franziskus von Assisi eingegangen: indem die Idee des heiligen Franz sich in der Ordensorganisation hierarchisch ausgestaltet, verliert sein religiöses Ideal die ursprüngliche Frische und Lebendigkeit.

Der Wahrheitsbeweis der Christentums ist vor Allem das strenge Festhalten an Gottes Alleinherrschaft nicht nur im Bekenntnis, sondern auch im Gebet, nicht bloß im kirchlichen, sondern auch im populären Katholizismus.

Das erste Gebot wird zu allen Zeiten und für alle Bildungsklassen das schwierigste der zehn Gebote bleiben.

Jetzt ist ein Urteil über Schells Grundgedanken möglich. Viel tiefer, als man nach den Broschüren erwarten könnte, wurzelt seine Polemik in seiner wissenschaftlichen Arbeit. Es war konsequent, wenn man seine Broschüren zensiren wollte, auch die Dogmatik und Apologetik beizufügen. Schell hat nicht bloß bei Gelegenheit mit ein paar modernen Ideen gespielt. Sein apologetischer Beruf, so wie er ihn verstand, hat ihn in den Kampf getrieben.

Nur um so schärfer tritt nun freilich die eine wesentliche Schranke hervor. Was bei Schell etwa auf die „moderne" Seite gehört, sind lauter formale Gedanken. Sie sind schließlich nur äußerlich zur Bearbeitung des Dogmas beigezogen, von einer wirklich freien, philosophischen Auffassung desselben in dem Sinne, wie es uns Protestanten die philosophische Kritik und die Dogmengeschichte nahelegt, ist keine Rede. Noch weniger von dem Versuch eines eigentümlichen religiösen Verständnisses. Das will ja auch Schell nicht. „Modern" ist bei ihm schließlich nur eine gewisse Stimmung. Das hat die Gegner an der Broschüre so sehr geärgert: man empfand es als etwas Feindseliges, und man konnte es doch schwer fassen. Diese Stimmung sprach sich in Sätzen aus, die, wenn man sie ernst nimmt, nicht einzelne Auswüchse am modernen Katholizismus treffen, sondern die ganze Entwicklung des Katholizismus seit der Reformation. Einmal, in der siebenten Auflage der Broschüre (S. 100 f.) hat Schell selbst diese Konsequenz wenigstens in Form einer Frage angedeutet: Mannings Bedenken sollten zu der Prüfung Anlaß geben, „ob nicht etwa die neuzeitliche und antiprotestantische Entwicklung des katholischen Geisteslebens in dieser Richtung [Beeinträchtigung der selbständigen Denkarbeit] verhängnisvoll gewirkt habe und wirke."

Darin hat ja Schell Recht: mit Gedanken wie Forderung der Kritik, Betonung der Geistigkeit und Innerlichkeit der Religion, der eignen freien Ueberzeugung u. s. w. kann er sich auf katholische Vorbilder berufen. Sie sind nicht notwendig protestantisch, auch nicht „modern." Aus den großen alexandrinischen Theologen, aus Augustin, aus der Scholastik läßt sich das Alles ableiten; ja aus dem ursprünglichen Christentum selbst, sei es in katholischer, sei es in protestantischer Auffassung. Aber darauf kommt es in diesem Zusammenhang nicht an. Die Abwehr gegen den Protestantismus hat im Katholizismus — natürlich auf Grund einer schon längst der Kirche innewohnenden Tendenz — zu einer prinzipiellen Begrenzung der Kritik, zu einer wesentlichen Einschränkung der Selbständigkeit des einzelnen Christen und Theologen geführt, im Vergleich mit dem Mittelalter und mit der alten Kirche zu einer noch viel schärferen Ausbildung des Systems der kirchlichen Autorität.

Und das ist durch die ganze Entwicklung der katholischen Kirche in unserm Jahrhundert, durch die Vernichtung des aufgeklärten Katholizismus in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, durch die Annahme des Unfehlbarkeitsdogmas, durch die Vorherrschaft der ultramontanen Partei noch gesteigert worden. Was ist denn heute der Katholizismus seinem ganz überwiegenden Charakter nach, wenn nicht „antiprotestantisch"? Schells Kommunionismus ist der Traum eines Idealisten, die Erinnerung an eine große Vergangenheit, die Hoffnung auf eine bessere Zukunft. So wie jetzt die beiden Kirchen sich als geschichtliche Größen ausgebildet haben, ist nun einmal der Unterschied da: der Katholizismus vertritt das Prinzip der Autorität, der Protestantismus das der persönlichen Freiheit und Verantwortlichkeit. Im höchsten Sinn schließt sich Beides gewiß nicht aus, und ganz exklusiv ist es auf keiner Seite gemeint. Aber historisch hat sich nun in jeder der beiden Konfessionen das eine Prinzip im überwiegenden Gegensatz zum andern ausgebildet, und in langen geistigen Kämpfen hat sich der Unterschied gefestigt. Trotz Luthers Schelten auf die Vernunft, worauf sich Schell beruft, ist nun einmal der freie Vernunftgebrauch dem Protestantismus wesensverwandt. Mit einem mal den Katholizismus als Prinzip

des Fortschritts erklären zu wollen und ihm die Vertretung des Grundsatzes selbständigen, freien Handelns im Gebiet der Religion zuzuschreiben, das war ein Gewaltakt gegenüber dem geschichtlichen Thatbestande. So hat es im Grunde auch Jedermann in beiden Kirchen aufgefaßt. Mit solchen Gedanken von der Notwendigkeit fortschreitender Erkenntnis, individueller Ausprägung der Wahrheit läßt sich die Thatsache nicht umstürzen, daß der Katholizismus auf zwei festen Grundpfeilern ruht, auf den zwei Sätzen: die Wahrheit ist fertig da, im Besitz der Kirche, und: sie ist nur eine, für alle Gläubigen gleich. Mit solchen Stimmungen, wie sie bei Schell zum Ausdruck kommen, läßt sich ein System, wie das katholische, nicht aus der Bahn drängen. Will man es bekämpfen, so muß man es anders anfassen. Wie, das glauben wir aus dem sechzehnten Jahrhundert zu wissen.

Sieht man auf den Inhalt seiner religiösen und theologischen Ueberzeugungen, so ist Schell einfach Katholik. Nirgends findet sich in dem Inhalt seiner Gedanken eine feste Position, von der aus er sich mit gutem Grund und starkem Rückhalt gegen die Lehrautorität seiner Kirche auflehnen könnte. Er glaubt ja, daß sie das Richtige lehrt.

Der Apologet und Dogmatiker will freiere Bewegung, um in der modernen Welt seine Arbeit thun zu können. Aber was er als wahr erweisen will, ist das katholische Dogma. Und dieses legt mehr Wert darauf, alt zu sein, als modern.*)

Alfred Hegler

Politik und Moral

3

In dem vorigen Artikel ist gezeigt worden, daß und wie weit zwischen den Staaten ein Rechtsverhältnis besteht. Zwischen den Völkern besteht noch ein tieferes, ein moralisches Verhältnis, und das wirkt auch auf das Verhältnis der Staaten zurück.

Die Völker sind und fühlen sich als Glieder einer sittlichen Welt. Wie der Einzelne am geistig-sittlichen Leben teil hat als Glied eines Volks, so die Völker als Glieder eines größern Ganzen, einer Völkerfamilie, wie der germanischen oder slawischen, eines umfassenden Kulturkreises, z. B. der abendländischen Kulturwelt, zuletzt der einheitlichen Menschheit. Die Geschichte zeigt diesen Zusammenhang, zeigt das Wachstum des einheitlichen Lebens der Menschheit in der Wechselwirkung der Völker. Die Völker Europas bilden eine einheitliche Völkerfamilie, dem geistigen Leben nach; sie sind verbunden durch die Gemeinsamkeit des ganzen Lebensinhalts, der Religion, der Sittlichkeit, des Rechts und der Staatseinrichtungen, der Philosophie und Wissenschaft, der Dichtung und Kunst. Jedes Volk hat zu dem gemeinsamen Besitz an menschlichen Lebensgütern beigesteuert, jedes ist durch Teilnahme an den Erzeugnissen der andern bereichert worden. Und der Glaube, der auf dem Boden der christlichen Zukunftshoffnung vom Reich Gottes erwachsen ist, fügt hinzu: diese Einheit des Lebens soll immer umfassender und immer vollkommner werden; die Bestimmung der Menschheit ist, durch die Differenzirung der Nationen zur Gemeinschaft zurückzukehren, einer Gemeinschaft, die die Eigentümlichkeit der nationalen Bildung nicht auslöscht, sondern sie in befruchtende Wechselwirkung mit der eigentümlichen Bildung aller übrigen bringt. Mit dem Namen des Reichs Gottes auf Erden können wir dieses Ziel der geschichtlichen Entwicklung, das der Glaube in Hoffnung voraus nimmt, bezeichnen. Es ist der Glaube des Christentums: ein Hirt und eine Herde. Kein Zweifel, daß das Christentum, die erste große universelle und rein geistige Religion, die entschlossen die Schranken der Nationalität abgeworfen hat, einen absoluten Nationalegoismus, der sich durch eine absolut selbstsüchtige Politik des Staats durchzusetzen strebte, nicht billigt; ihm sind die Menschen als solche Brüder, und alle Völker Gott

*) In voriger Nummer wolle man freundlichst nicht unterlassen zu verbessern: Sp. 392 Z. 27 v. u. Gewissenserforschung (für Gewissenserfrischung), 393, 24 v. u. Wahrmut (für Wehrmut), 396, 8 v. o. formalen (für fremden), 20 führendes (für hübsches), 397, 22 v. o. Einseitigkeit (für Einseitigkeiten), 39 höhere Kultur im deutschen Katholizismus, 51 Begründung mit den allgemeinsten Sätzen, 54 beistimmten. D H

gleich nahe. Ist doch dem ursprünglichen Christentum die Selbstsucht so sehr die Wurzel alles Uebels, daß es selbst die Erkämpfung eignen Rechts auf dem Wege Rechtens im Staat verwirft, geschweige denn die Durchsetzung seines Interesses mit Gewalt.

Und nun darf man doch weiter sagen: von dieser Anschauung ist so viel in das Empfinden der europäischen Völker gegen einander übergegangen, daß auch die Politik der Staaten unter ihrem bestimmenden Einfluß steht. Zwar stehen sich die Völker nicht mit dem Gefühl der allgemeinen christlichen Bruderliebe gegenüber, doch sind sie andrerseits von dem ursprünglich absoluten Egoismus, dem Fremd und Feind gleichbedeutend sind (das römische hostis zeigt es), weit entfernt. Sie hassen und bekriegen sich gelegentlich, doch haben sie dabei für einander längst so viel Verständnis und Achtung, daß keines die Nichtexistenz des andern wünscht oder herbeiführen möchte: ihre Kriege haben nicht den Charakter von Ausrottungskriegen, wie es noch in der alten Welt, selbst unter Angehörigen derselben Nation der Fall war, sondern von gewaltsamer Entscheidung streitiger Interessen. Und darum ist eine Kriegführung, wie sie bei den Griechen noch Regel war, mit Vernichtung der Stadt und ihres Gebiets, Tötung der Wehrhaften und Verkauf der Wehrlosen in die Sklaverei, heutzutage unter zivilisirten Völkern völlig unmöglich geworden. Unsre Kriegführung geht allein auf Niederwerfung der bewaffneten Macht; der friedliche Bürger und sein Eigentum wird grundsätzlich nicht getroffen, und auch der verwundete und gefangne Krieger wird nicht als Feind behandelt. Und offenbar ist es nicht Berechnung oder „kluger Eigennutz," sondern das Gefühl der Menschlichkeit, die Entwicklung humaner Empfindung, die solche Wandlungen hervorgebracht hat. Gegen eine Kriegführung, wie sie die zivilisirtesten Völker des Altertums ohne Bedenken brauchten, sträubt sich unser ganzes moralisches Wesen: sie würde von aller Welt als schändliche und niederträchtige Grausamkeit empfunden und gebrandmarkt werden.

Und auch auf den Verkehr im Frieden erstreckt sich dieser Wandel. Zwar ist Täuschung und Ueberlistung nicht ausgeschlossen, aber eine Treulosigkeit und Meineidigkeit, eine Käuflichkeit und Verräterei, wie sie im Altertum oder auch in der italienischen Renaissance und noch in der dynastischen Politik des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts uns überall begegnet, ist heute, wir dürfen doch wohl sagen, nicht mehr möglich; es fände sich unter den leitenden Staatsmännern keiner, der solcher Niederträchtigkeiten fähig wäre. Und zwar beruht der Fortschritt wieder nicht auf der Berechnung „klugen Eigennutzes," sondern auf einer Wandlung der Anschauungen von dem, was sittlich möglich und geziemend ist.

Nach Allem: es ist in der europäischen Völkerwelt die Anschauung in der Bildung und im Durchdringen begriffen, daß das Interesse des einzelnen Staats nicht das höchste Interesse überhaupt ist, daß es über den Gütern des Einzelvolks ein höheres, den Völkern gemeinsames Gut giebt, die Humanität, das Reich Gottes, die vollkommne Gestaltung des Menschheitslebens, oder wie wir es nennen wollen. Und aus diesem Gefühl der Solidarität des Menschheitsinteresses erwachsen nun der Politik Schranken sowohl in der Setzung der Ziele als im Gebrauch der Mittel: das Ziel kann nicht die Vernichtung der andern Völker, die Alleinherrschaft des eignen in einem Universalreich sein, und die Mittel dürfen nicht von der Art sein, daß sie Haß und Mißtrauen zwischen den Völkern absolut setzen. Auch im Krieg und in der Diplomatie sind die Mittel so zu wählen, daß der Wille zu einem Frieden, der auf gegenseitiger Achtung der Würde und der Interessen beruht, daraus hervorgeht. Freilich, Voraussetzung hierfür ist die Lebensfähigkeit des fremden Volks und Staats; wo sie nicht vorhanden ist, da wird gelten, daß das Absterbende oder der Entwicklung Unfähige weichen muß. So fordert es auch das höchste Interesse der Menschheit.

So sieht der Geschichtsphilosoph, die Empfindungen der Völker deutend und auf begriffliche Formeln bringend, den Gang der Vergangenheit und die Aussicht der Zukunft. Allerdings ist dem nun eine Bemerkung hinzuzufügen.

Der Staatsmann kann zum direkten Ziel seiner politischen Bestrebungen nur das klar erkannte Interesse seines Volkes machen, nicht jenes übergreifende höhere Gut der Menschheit; nicht weil es weniger wichtig wäre, sondern weil es über menschliche Sehkraft hinausgeht, es deutlich zu bestimmen. Nächste notwendige Ziele für die Politik des eignen Staats lassen sich noch mit einiger Sicherheit erkennen; gehen wir darüber hinaus, so verlieren wir uns ins Unbegrenzte, wo wir weder bestimmte Ziele zu setzen, noch die dazu notwendigen ersten Schritte mit irgend welcher Gewißheit zu thun imstande sind. An die Stelle realer Ziele treten dann phantastische Wünsche, und der Versuch ihrer Realisirung wirkt leicht verwirrend und Mißtrauen verbreitend. Man denke an die Propaganda der Ideen von 1789, an die Völkerverbrüderungstendenzen der Revolution und den allgemeinen Völkerkrieg, der daraus hervorbrach. Oder an die heilige Allianz und ihre Ideen von der Solidarität der konservativen Interessen, von der Pflicht, für jeden bestehenden Rechtszustand, besonders für jede fürstliche Legitimität, auch die verächtlichste und verderblichste, mit gemeinsamer Macht einzutreten, von welcher Idee sich die preußische Politik so lange hat äffen und zum Dienst österreichischer und russischer Interessen hat pressen lassen.

Ob ein jüngst von Rußland aus unternommner Versuch, dem ewigen Frieden durch einen Kongreß der Mächte, der demnächst im Haag zusammentreten wird, näher zu kommen, glücklicheren Erfolg verspricht? Es ist wohl kaum zu erwarten. Schon dem Mißtrauen wird er schwerlich entgehen, daß er weniger im Interesse der Gesamtheit am Frieden, als im Interesse derer unternommen sei, denen die Kraft, im Fortgang der Rüstungen gleichen Schritt zu halten, zuerst auszugehen droht: das französische Volk ist an der Grenze seiner Menschenkraft angelangt, das russische Reich scheint der Grenze der Steigerung seiner finanziellen Leistungsfähigkeit nicht mehr fern zu sein. Sollten etwa diese Momente bei dem Verlangen mitgewirkt haben, zu einem Vertrag über die allgemeine Einstellung weiterer Kriegszurüstungen zu gelangen? Welcher Staatsmann könnte bei der gegenwärtigen Stellung der Staaten zu einander solche Bedenken unterdrücken? Und wie ließe sich ein Anderes unterdrücken: wird ein Vertrag dieser Art, wenn er geschlossen werden sollte, ehrlich gehalten werden, wird er gehalten werden vor allem von der Macht, die allein in der Lage ist, ihn unbeobachtet zu übertreten, da es bei ihr kein öffentliches Leben, kein Parlament und keine freie Presse giebt? Und würde unter diesen Umständen eine Abmachung über Einstellung der Rüstungen nicht zu gesteigerter Wachsamkeit, zu ängstlichster Ueberwachung und zu vertieftem Mißtrauen führen?

Ich meine, der Freund des Friedens kann nicht ohne einige Sorge die Einladung des Zaren zum Abrüstungskongreß gelesen haben, wie immer er über die persönliche Aufrichtigkeit des Einladenden denken mochte. Einstweilen wird dem „ewigen Frieden" am besten gedient sein, wenn sich die Politiker mit ihm nicht direkt beschäftigen, sondern sein Wachstum im stillen begünstigen. Daß wir ihm näher kommen, scheint mir nicht zweifelhaft. Das ablaufende Jahrhundert, so schwere, blutige Kriege es gebracht, so sehr es die Kriegsrüstungen gesteigert hat, hat uns doch einem Friedensstand in der europäischen Völkerwelt um ein gut Stück näher gebracht. Die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht, die Teilnahme der Bevölkerungen an dem Leben des Staats und auch an der Entscheidung über Krieg und Frieden, die Nationalisirung der Staaten, ferner die erstaunliche Entwicklung des Verkehrs, die bedeutsamen Fortschritte im Völkerrecht (man denke nur an die Genfer Konvention und die Entwicklung des internationalen Seerechts durch den Pariser Kongreß von 1856), das alles sind Momente, die im Sinne der Erschwerung des Krieges wirken. Aber für internationale Verträge, die ihn zum Ziel haben, ist die Zeit noch nicht gekommen, die Spannung unter den Völkern ist noch zu stark, die trennenden Interessen zu groß. Und es giebt auf diesem Gebiet nichts Gefährlicheres, als verfrühte Experimente, wie es denn überhaupt für den Politiker nichts Schlimmeres giebt, als den zweiten Schritt vor dem ersten thun. Das ist ja wohl auch eine der großen Lehren, die Fürst Bismarck uns hinterlassen hat.

Wenn ich mich nicht täusche, stimmen die hier angedeuteten Grundlinien überhaupt einigermaßen zu der Politik Bismarcks, wie er selbst in den nachgelassenen Gedanken und Erinnerungen sie skizzirt hat. Die Richtlinien seiner Politik scheinen mir durch zwei Punkte bestimmt zu sein:

1. Ein klares, praktisches Ziel, gegeben durch das einleuchtende Interesse des eignen Staats. Daher die entschiedene Ablehnung moralisirender, doktrinär=legitimistischer, phantastisch=humanistischer Bestrebungen, wie sie für die Politik Friedrich Wilhelms IV. charakteristisch waren; der König fühlte sich als Lehrmeister Bismarcks; er ist es auch gewesen, indem er ihm überall gezeigt hat, wie man Politik nicht machen müsse. Daher auch die Ablehnung ideologischer Nationalitätspolitik, wie sie 1848 gedieh, die entschiedne preußisch=kleindeutsche Politik gegenüber der großdeutschen; sicherlich nicht in der Meinung, daß die Ausschließung Oesterreichs und die Errichtung des kleindeutschen Reichs das letzte Ziel unsrer Politik sein könne, wohl aber, daß es das nächste sein müsse, und daß der erste Schritt vor dem zweiten gethan werden müsse. Daher endlich die weise Beschränkung im Erfolg: ist das zur Zeit notwendige und mögliche Ziel erreicht, so läßt er sich nicht durch Eitelkeit oder phantastische Bedürfnisse, prestige, gloire, show of power einen Schritt über das Notwendige hinausführen.

2. Entschiedenheit und Festigkeit im Gebrauch der notwendigen Mittel. Zu den Mitteln der Politik gehört, wie die Dinge liegen, der Krieg, freilich nur als äußerstes Mittel zur Durchsetzung der Lebensinteressen des Staats, wenn die übrigen versagen; ist er aber notwendig, dann ihn mit allem möglichen Nachdruck führen, um zu dem Ziel, einem den Interessen des Staats gerecht werdenden und nach Möglichkeit dauernden Frieden zu kommen. Unzeitige Humanität ist ebenso unpolitisch als unnötige Demütigung oder Schädigung des Gegners. Zu den Mitteln der Politik gehört auch die Diplomatie; sie wird keine Schwäche des möglichen Gegners unbenutzt lassen, sie wird rücksichtslos seine Begehrlichkeit, Thorheit, Leichtgläubigkeit, Eitelkeit in Dienst nehmen. Gegen den Gegenspieler ist offne Aufrichtigkeit unmöglich. Es gilt hier die selbstverständliche Voraussetzung auf beiden Seiten, daß jeder seinen Vorteil wahrnimmt, daß er den Gegner, so viel er kann, isolirt, ins Unrecht setzt, in Täuschungen läßt, auch solche Täuschungen begünstigt. Dabei ist weder Ehrlichkeit des Spiels, noch Wahrhaftigkeit ausgeschlossen, nur daß sie den gegebnen Verhältnissen sich anpaßt. Diplomatie ist nicht ein schnöder Lügenschacher; der große Politiker ist im Großen wahrhaft; er wird die notwendigen Ziele seiner Politik nicht verhehlen und keinen Zweifel darüber lassen, daß er sie mit allen Mitteln zu erreichen vorhabe; aber ebensowenig wird er durch kleine Künste kleine Gelegenheitsvorteile einzuheimsen streben oder über das notwendige Ziel hinaus den Schaden der Andern suchen.

Diese Grundsätze sind Dinge, denen Bismarck seine beispiellose Stellung in der europäischen Politik verdankte, eine Vertrauensstellung bei Freund und Feind, wie sie vor ihm kein Mann eingenommen hat. Alle Welt wußte, daß er die Interessen seines Landes zum alleinigen Zielpunkt seiner mit sicherster Rechnung arbeitenden Politik machte: die realen Interessen, nicht phantastische Pläne, darum konnte man mit ihr rechnen und sich einrichten. Er selbst aber würde sich und seine Thätigkeit einer Beurteilung aus dem Gesichtspunkt der Moral wohl ohne Bedenken unterstellt haben: er habe nie etwas Andres gethan als mit höchstem Ernst ein notwendiges Ziel, die Machtstellung des deutschen Volkes unter den Völkern der Erde, ein auch aus dem Gesichtspunkt des Menschenlebens, wie er hoffe, als notwendig zu erweisendes Ziel, mit den unter den gegebnen Verhältnissen notwendigen Mitteln erstrebt.

Wie verschieden dabei die Behandlung der Dinge aus dem Gesichtspunkt der Politik und der Privatmoral ausfällt, das tritt in einem sehr charakteristischen Beispiel in Bismarcks Leben hervor, ich meine jene Szene von höchster dramatischer Spannung zwischen ihm und dem König nach der Niederwerfung der österreichischen Macht. Der König wollte die Friedensbedingungen der einzelnen kriegführenden Staaten nach dem Maß ihrer Verschuldung auferlegen, also angemessene Teile von Oesterreich, Bayern,

Sachsen, Hannover abschneiden. Bismarck dagegen forderte einerseits die Einverleibung der kleinen norddeutschen Staaten, andrerseits die Integrität der übrigen Staaten. Der König dachte nach Grundsätzen der Privatmoral; man kann doch nicht, so betonte er, den großen Hauptschuldigen (Oesterreich) entkommen lassen und die kleinen Mitschuldigen, die Dynastien von Hannover, Hessen, Nassau so hart treffen: das wäre gegen die natürliche Billigkeit. Bismarck dachte nach Grundsätzen der Politik: es handelt sich hier nicht um Recht und Unrecht, um Schuld und Strafe für die Dynastien, sondern um das politische Interesse Preußen-Deutschlands, das die Integrität Oesterreichs und Bayerns ebenso entschieden fordert; als die vollständige Entfernung der Welfen und Hessen.

Politik ist eben nicht eine Sache des Gefühls. Sympathien und Antipathien, sei es aus dynastischen, parteipolitischen, moralischen oder völkerverwandtschaftlichen Gesichtspunkten, dürfen für das politische Verhalten nicht maßgebend sein. So mögen heute unsre Sympathien mit dem Großtürken gering sein; ist die Schwächung oder Zerstörung seiner Macht gegen unser Interesse, ist er ein möglicher und leistungsfähiger Bundesgenosse gegen einen möglichen Feind, der uns bedroht, so ist das entscheidend. Freilich werden wir dabei nicht verkennen, daß Gefühle und Instinkte der Völker nicht ohne Bedeutung auch für das politische Verhältnis der Staaten sind. Und auf Abstand halten, vor allem gegenüber minderwertigen Elementen, ist ein Gebot der politischen Selbstachtung. In der richtigen Einschätzung solcher „Imponderabilien" zeigt sich der Takt des überlegnen Staatsmanns vielleicht am allerdeutlichsten. Auch hierin bewährte Bismarck seine seltene Meisterschaft.

4

Mit ein paar Bemerkungen gehe ich zum Schluß auf die innere Politik ein. Hier ist die Beziehung von Politik und Moral sehr viel enger.

Der Zweck des Staates ist — mit Aristoteles — die Vollendung des Lebens des Volks; ein reich entwickeltes Kulturleben, ein im vollen Sinne menschliches Leben ist nur im Staat möglich. Dabei wird gelten, daß der Staat die höchste Vollendung des Lebens im geistig-sittlichen Leben nicht zum unmittelbaren Ziel seiner Thätigkeit haben kann; Religion, Sittlichkeit, Philosophie, Wissenschaft, Kunst, Dichtung sind zu innerliche und freie Dinge, als daß sie direkt mit den Mitteln des Staats, die schließlich auf Recht und Zwang beruhen, hervorgebracht werden könnten. Er schafft nur die äußern Bedingungen ihrer Möglichkeit, vor allem Macht und Sicherheit nach außen und Frieden nach innen. Dem innern Frieden dient vor allem das Recht und die Rechtsverwaltung. Sie schließen den egoistischen Wettbewerb der Einzelnen nicht aus, aber ziehen ihm Grenzen in Gebrauch der Mittel. Gewalt und Betrug werden ausgeschlossen, und der Wettbewerb wird dadurch auf die Steigerung der eignen Kräfte hingewiesen, statt auf die Hemmung der andern. Der Steigerung der Macht zur Selbstdurchsetzung unter den Völkern dient außer der politisch-militärischen Thätigkeit vor allem auch die gesamte Kultur- oder Wohlfahrtsverwaltung. Sie hat die Steigerung der äußern Kultur und die Entwicklung der persönlichen Kräfte der Einzelnen zum Ziel; der letztern dient vor allem die Fürsorge für Erziehung und Unterricht. Auch der jüngste Zweig der Verwaltung, der durch die Arbeiterschutzgesetzgebung seine Form erhalten hat, muß unter diesen Gesichtspunkt gestellt werden: es handelt sich darum, der Verwüstung der persönlichen Lebenskräfte vorzubeugen.

Steht so der Staat im Dienst sittlicher Zwecke, so entspricht dem die Thatsache, daß zwischen dem Einzelnen und dem Staat sittliche Bande bestehen. Treue, Liebe, Ehrfurcht, Stolz, Hingebung, das sind die normalen Gefühle, mit denen der Einzelne seinem Volke gegenübersteht, und sofern der Staat die notwendige Lebensform des Volks ist, ist er ihm durch rechtliche und sittliche Pflichten zu Gehorsam, Dienst und Treue verbunden. Das gilt für alle Glieder des Volks, in welchem Maße sie unmittelbar für den Staat thätig sein mögen; am ersten und meisten gilt es für die Politiker.

Die Aufgabe des Politikers ist, den Zweck des Staats, das höchstmögliche Maß kraftvoller sittlich-persönlicher Lebensbethätigung des Volks, unter den gegebnen Umständen mit den gegebnen Mitteln zu verwirklichen. Und der beste Politiker ist, wieder nach dem Aristoteles, nicht der, der die höchsten Ideale hat — Staatsideale entwerfen ist eine wohlfeile Sache — sondern der aus dem Vorhandnen das Rechte zu machen weiß, wie der beste Schuhmacher der ist, der aus dem verfügbaren Leder die besten Schuhe baut. Wirklichkeitssinn verbunden mit kraftvollem Streben nach dem Höhern, das wären demnach die eigentlichen Tugenden des Politikers. Und als selbstverständlich darf nun gelten, daß eine Politik, die sittliche Zwecke verfolgt, auch mit sittlich zulässigen Mitteln arbeiten wird. Böses thun, damit Gutes daraus komme, es ist gegen die Ordnung der sittlichen Welt, nach der böses Thun Böses zeugt und gutes Thun Gutes schafft.

Die Sache wäre einfach genug, wenn in der Erfüllung dieses Schemas mit konkretem Inhalt die Ansichten und Interessen der Einzelnen zusammenstimmten. Aber das ist nicht der Fall; die Anschauungen und Absichten gehen tausendfältig auseinander. Und so bricht auch in die innere Politik der Krieg herein, er organisirt sich in dem Kampf der Parteien. Der Krieg aber treibt seiner Natur nach zum Gebrauch aller Mittel; Betrug, Schrecken, Gewalt werden gebraucht, wo Ueberredung, Verlockung, Bestechung nicht wirken, und die Sophistik, die mit der Notwendigkeit die Hinwegsetzung über die Schranken des Rechts und der Moral rechtfertigt, findet hier ein breitestes Feld der Wirksamkeit. Der Zweck heiligt die Mittel, das ist die allherrschende Maxime der Parteipolitik.

Wie ist hierüber zu urteilen? Kann Gewalt und Lüge im Parteikampf erlaubt sein, erlaubt natürlich um eines guten und notwendigen Zweckes willen, der, wie die Dinge liegen, mit reinen Mitteln nicht zu erreichen ist?

Die prinzipielle Entscheidung ist natürlich leicht: für Gewalt, unrechtmäßige Gewalt, ist grundsätzlich hier kein Raum; im Staat, dem Hersteller und Schützer der Rechtsordnung, soll das Recht allein regieren und die Macht ihm dienen. Aber wenn nun das formelle Recht veraltet und tot ist, wenn es bloß einem nichtigen, leeren, tyrannischen Willen als Hülse dient, wenn das Leben des Volks, statt dadurch, wie es sein sollte, geschützt und gehoben zu werden, gebunden und verwüstet wird: gilt dann nicht der alte Satz: Das Gedeihen des Volks ist oberstes Gesetz, salus populi suprema lex? Das Recht ist doch zuletzt um der Erhaltung des Volks, nicht das Volk um der Aufrechterhaltung des Rechts willen da. Und ist nicht jede Rechtsordnung zuletzt durch Macht gesetzt? Warum sollte das gerade bestehende Recht einen Anspruch haben, das bessere Recht auf immer auszuschließen?

Die Partei, die das Uebergewicht der Macht auf ihrer Seite hat, hat immer so geurteilt; alle Staatsstreiche und alle Revolutionen haben sich auf die Staatsräson oder das Recht des Volkes auf Existenz, eine ihm gemäße Existenz, gegen das formelle Recht berufen. Und die Geschichte scheint ihnen recht zu geben, das neue Unrecht wird mit den Jahren zum alten Recht. In der That, wir haben es hier mit einem Naturgesetz des geschichtlichen Lebens zu thun; die Macht soll das Recht schützen, sich in seinen Dienst stellen; aber die Macht wird das nur thun, wenn das Recht von der Macht nicht ihre Selbstvernichtung fordert; das geht gegen den allen Dingen eingebornen Selbsterhaltungstrieb. Es wird sich also das Recht bescheiden müssen mit seinen Anforderungen an die Macht; es wird, um nicht den Bruch notwendig zu machen, sich den neugebildeten Machtverhältnissen anpassen müssen. Besteht es starr auf seinem Schein, dann wird es zerbrochen; und ihm geschieht daran, wie es verdient. Ein Papier, ein vergangner Wille kann nicht den Willen der Gegenwart, kann nicht die neuen Kräfte auf immer binden. Es ist eine Ueberspannung des Rechtsbegriffs, die das Recht von der Wirklichkeit völlig löst und ihr entgegensetzt.

Auf der andern Seite giebt es eine Ueberspannung der Macht, sie drückt sich aus in dem Satz: Macht geht vor Recht. Ihr gegenüber ist zu sagen: der Bruch des formellen Rechts

ist unter allen Umständen ein schweres Uebel. Eine Revolution, ob von oben oder von unten, ist immer eine lebensgefährliche Krisis für ein Volk. Eine ungeheure Erschütterung des Rechtsbewußtseins geht von ihr aus und führt leicht zu einem Zustande dauernden innern Kriegs, worin ein Volk seine Kräfte aufreibt. Die Lehre der Geschichte ist unzweideutig: die Völker mit starkem Rechtssinn, mit strenger Achtung vor dem bestehenden Recht sind die lebenskräftigsten, die Selbstbeschränkung der Macht durch die Achtung vor dem Recht ist die größte Probe der politischen Willensstärke. Die Römer besaßen sie; ihre Scheu vor Recht und Herkommen, ihr Festhalten an den alten Rechtsformen, ihre Behutsamkeit, im Privatrecht den neuen Sinn in die alten Formeln zu bringen, im Staatsrecht die neuen Thatsachen mit den alten Namen und Formen zu bekleiden, kann pedantisch und fast abergläubisch erscheinen; und doch war es echte Weisheit, wie sie sich ihrer, im Gegensatz zu den dialektischen, Staat und Recht beständig neu bauenden Griechen, immer deutlicher bewußt wurden. Dieselbe gesunde Mischung von Beständigkeit und Elastizität zeigt in der Gegenwart Staat und Recht der Engländer; und auch hier hat sie ihre siegreiche Kraft bewährt; wogegen die romanischen Völker an Absolutismus und Revolutionismus wie an chronischer Krankheit leiden.

Also, das wäre die Lösung: über dem geltenden Recht halten, seine Aufgabe ist die Beschränkung der Willkür des Stärkern; aber zugleich mit sicherem Wirklichkeitssinn die Veränderungen in den Verhältnissen und Bedürfnissen erkennen und die notwendigen Anpassungen mit fester Hand durchsetzen; und im äußersten Fall, aber nur im äußersten Fall, im Fall echter Not, auch gegen das bestehende Recht nach der Maxime handeln: salus populi suprema lex.

Man sieht, es ist keine starre Formel, womit die Thätigkeit und das Urteil mechanisch gebunden wäre. Es bleibt weiter Spielraum für das subjektive Urteil und die persönliche Entschließung. Es ist die Gabe des großen Staatsmanns, daß er die schmale Linie des Rechten und Notwendigen mit divinatorischem Takt trifft, und trotz aller Versuchung von dieser und aller Einsprache von jener Seite seinen Weg geht.

Dem starren Formalisten des Rechts wird natürlich diese Entscheidung nicht gefallen. Und ebenso wenig wird es dem starren Formalisten der Moral gefallen, wenn ich hinzufüge: in der Politik wird es immer unmöglich sein, sein Handeln nach den moralischen Regeln des Verkehrs, wie sie im Privatleben, innerhalb der Familie, des befreundeten Kreises gelten, zu bestimmen. Wer im Kampfe steht, kann nicht liebenswürdig, gefällig, vertrauend, aufrichtig, offen sein. Man kann fordern: es soll kein Kampf sein; aber dem Kampf, wenn er einmal da ist, und er scheint von der menschlichen Natur und besonders dem öffentlichen Leben unabtrennbar, kann man nicht sein Naturgesetz nehmen. Wo Kampf ist, ist Offenheit und Aufrichtigkeit unmöglich, die ist möglich nur, wo ein volles Vertrauensverhältnis besteht. Im Kampf des politischen Lebens wird immer die Regel des Spiels und des Handelsverkehrs gelten: jeder sieht, wie er seine Sache zur stärkern macht. Er benutzt die Blöße, die der Gegner sich giebt, so gut er kann, er deckt seine eigne Schwäche, wie es geht, er nimmt Bundesgenossen an, ohne es mit der Untersuchung ihres menschlichen Wertes allzu genau zu nehmen; in Alledem dem Gegner überlassend, es ebenso zu halten. Alles das ist unvermeidlich; auch Jesus sah in seinem Kampf mit dem Pharisäer- und Hohenpriestertum nicht auf das relativ Berechtigte in ihrem Wesen, sondern zog die Kehrseite schonungslos ans Licht.

Andrerseits giebt es nun freilich auch hier eine Linie, jenseits deren das Unvermeidliche in das Unzulässige übergeht, wo notwendige Kampfmittel zu nichtswürdigen Kniffen und schändlichen Praktiken werden. Aber diese Linie läßt sich nicht durch eine starre Formel bestimmen; sie läßt sich nur durch den sittlichen Takt für diesen bestimmten Fall finden: gegen den Einen mag noch möglich oder erlaubt sein, was gegen den Andern schon ein unlauteres Verhalten wäre. Nur ein allgemeines Prinzip wird gelten: rede und handle so, daß du die vorhandnen Spaltungen zwar nicht verdeckst, aber auch nicht mutwillig vertiefst, vielmehr im Sinne der Herstellung von Eintracht und Vertrauen wirkst. Du kannst nicht allezeit offen sein, aber hüte dich vor politischer Brunnenvergiftung.

Das wird vor allem von dem gelten, der die Macht auf seiner Seite hat; bei dem Schwächern ist List und Lüge eher verzeihlich, es ist seine einzige Waffe. Der Besitz der Macht dagegen verpflichtet zur Wahrheit. Es giebt Nichts, was die Moral des öffentlichen Lebens mehr schädigte, als wenn die Staatsgewalt selbst oder ihre Trägerin, die Regierung, auf Lüge und Fälschung sich betreffen läßt. Reptilienblätter unterhalten, um die öffentliche Meinung zu fälschen, Briefe erbrechen, Spione haben, Lockspitzel anstellen, um Verschwörungen und Attentate erst anzuzetteln, dann zu entdecken und endlich darauf die Notwendigkeit von Unterdrückungsmaßregeln zu begründen, das sind Mittel, wie sie der Feind im Lande braucht, nicht aber eine Regierung, die das Recht für sich hat, die das Recht zu vertreten und zu beschützen berufen ist, die durch die Erhaltung des Rechts dem letzten Zweck des Staatslebens dienen will: der Erhaltung und Steigerung der sittlichen Lebenskräfte des Volks.

Ich schloß die Bemerkungen über die äußere Politik mit dem Hinweis auf Bismarcks Staatskunst, die hier die Normallinie darzustellen schien. Von seiner innern Politik wird man kaum dasselbe sagen können; sie hat eine gefährliche Neigung, sich nach der Analogie der äußern Politik zu gestalten, Fragen der innern Politik als reine Machtfragen mit den Mitteln der äußern Politik anzufassen. Ist die Regierung eines Usurpators genötigt so zu handeln — eine durch Gewalt eroberte Herrschaft, wie die der Bonapartes, muß sich mit Gewalt behaupten und Gegner als Feinde behandeln —, so ist doch die Regierung einer auf das Recht gegründeten, festgewurzelten Monarchie in andrer Lage. Es wird nicht immer möglich sein, im Kampf mit politischen Gegnern die Voraussetzung festzuhalten, daß auch sie die Wohlfahrt des Landes wollen, und daß möglicherweise ihr Weg der rechte oder doch auch ein möglicher Weg ist; im Kampf geht es nicht ohne Leidenschaft, und Leidenschaft sieht nur die eine Seite der Sache. Aber die Staatsgewalt selbst soll nicht in den Dienst der Leidenschaft gestellt werden. Es ist wohl kein Zweifel, daß die Politik Bismarcks diese Linien nicht immer innegehalten hat. Er hat nicht nur in dem ersten großen politischen Kampf mit dem Bürgertum, zur Konfliktszeit, die Verwaltung und auch die Rechtsprechung zur Niederwerfung des Gegners mit allen Mitteln gedrängt und gebraucht, auf die Gefahr hin zum Bürgerkrieg zu treiben, diese Dinge mögen durch die Notlage, in die er eintrat, durch die zwingenden Rücksichten der äußern Politik gerechtfertigt werden. Aber er hat auch später, als die äußere Lage des Staats derartige Mittel nicht mehr notwendig machte, seine ungeheure Autorität rücksichtslos eingesetzt, um die Gesetzgebung in den Dienst des Kampfes gegen seine jedesmaligen Gegner zu zwingen. Den Gesetzen, die bestimmt waren, den katholischen Klerus zu beändigen, folgte das Sozialistengesetz, das die Sozialdemokraten der diskretionären Handhabung der Polizeigewalt unterstellte.

In den Erinnerungen (1, 52) findet sich eine bemerkenswerte Aeußerung zum Jahre 1848: Bismarck spricht sein Bedauern darüber aus, daß Wrangel vor dem Einzug der Truppen in Berlin im November die freiwillige Zurückziehung der Bürgerwehr bewirkt habe. „Ich hielt das für einen politischen Fehler. Wenn es zum kleinsten Gefecht gekommen wäre, so wäre Berlin nicht durch Kapitulation, sondern gewaltsam eingenommen und dann wäre die politische Stellung der Regierung eine andre gewesen.“ Dieser fromme Wunsch, einen kleinen Straßenkampf herbeizuführen zum Zweck der Verbesserung der politischen Stellung der Regierung, würde bei Macchiavelli oder im Munde eines Gefolgsmannes und Mitverschwornen des ersten oder dritten Napoleons oder bei einem der Männer, die in der Republik Brasilien oder Haiti um die Macht ringen, nicht gerade überraschen. Daß aber Bismarck nicht bloß als politischer Heißsporn in der leidenschaftlichen Erregung des Jahres 1848 diese Ansicht hegte, sondern daß er, nachdem er dreißig Jahre lang der leitende Staatsmann der festgegründetsten Dynastie in Europa gewesen war, sie öffentlich auszusprechen und ihr dadurch einiger-

maßen den Charakter einer politischen Maxime zu geben für angemessen gehalten hat, das hat allerdings etwas sehr Befremdendes und Betrübendes.*) Friedrich Paulsen

---

Bismarcks Gedanken und Erinnerungen

3. Bismarck als leitender Staatsmann

Die Geschichte Preußens während der letzten Generationen war, wie Bismarck längst gewußt, zuletzt vor allem in Frankfurt erfahren hatte und jetzt in einem glänzenden Rückblick zeigt, eine Epoche versäumter Gelegenheiten gewesen. Damit war es nun vorbei. Bismarck hat zunächst den Kampf um die Armeereform und damit gegen die Herrschaft des Parlaments übernommen, und äußerlich war all sein Handeln auf diesen einen Punkt gesammelt. Er ist in den Dienst des Ministers mit dem Bewußtsein eingetreten, daß es sich im Augenblick um gar nichts Andres handle als die Frage: königliches Regiment oder Parlamentsherrschaft, und daß im Notfall auch eine Diktatur dabei helfen müsse. Er erklärt dem König, er werde selbst dann, wenn der König auf einem Befehl beharre, den er als nicht richtig bekämpfen müsse, lieber mit ihm untergehen als ihn in diesem Kampf im Stiche lassen. Und er fügt hinzu, er habe die Negation und Phrase der Opposition angesichts der nationalen Aufgaben Preußens für politisch so verderblich gehalten und für den König so starke Gefühle der Hinneigung und Anhänglichkeit gehegt, daß ihm der Gedanke, mit ihm zu Grunde zu gehen, als ein nach Umständen natürlicher und sympathischer Abschluß des Lebens erschienen sei.

Aber der Gang der letzten Jahrzehnte hatte ihm zugleich gezeigt, daß warme monarchische Gesinnung des gesamten Volks niemals allein aus dem Gefühl der Pflicht, sondern nur aus der Leistung der Krone erwachsen könne, daß die Schwäche des Königtums wesentlich darauf beruht habe, daß seine Politik darauf verzichtet hatte, Preußen vorwärts zu führen. Diese „vorwärts strebende“ Politik war denn das Zweite in seinem Programm. Sein Kampf um die Armeereorganisation bedeutete den Kampf gegen die Parlamentsherrschaft auch in dem Sinne, daß dadurch zugleich eine äußere Politik möglich werden sollte, durch die der Krone von selbst die Führung der Nation zufiele. Es ist ganz ähnlich, wie später in der sozialen Frage: indem er die Sozialdemokratie durch das Sozialistengesetz niederschlagen will, soll zugleich durch die soziale Reform das Königtum wieder den festen Boden in den Arbeitermassen bekommen. Das ist eben der hinreißende Zug in seiner Politik: niemals bloß niederkämpfen, sondern immer im Vorwärtsschreiten die Führung gewinnen, „im Avanciren sammeln.“

Die Zeit, in der äußern Politik diese Methode zu bethätigen, kam außerordentlich rasch. Und wie bisher sich Alles um die Herrschaft der Krone gedreht hatte, so handelte es sich jetzt ganz und gar darum, Preußen und Deutschland eine neue Existenz zu schaffen und diese Existenz zu sichern und zu befestigen. Ich übergehe hier alles Einzelne und betone nur Eins. Wiederum wird Alles eingesetzt, der letzte Hauch von Mann und Roß, nicht etwa nur im militärischen Sinn, sondern auch im politischen. Es hat wirklich etwas Titanenhaftes, wie er im Kampf mit Oesterreich und Frankreich Alles, rein Alles in Aussicht nimmt. Das Jahr 1866 ist nach dieser Seite das Bezeichnendste. Es ist schon aus Sybel bekannt und wird nun von Bismarck zum Teil ausdrücklich wiederholt, daß er nach Königgrätz, als Frankreich und eine Zeit lang auch Rußland sich einzumischen begannen, nicht nur in Aussicht nahm, Ungarn und im Notfall Böhmen zu revolutioniren, sondern auch die beiden Neutralen auf die Möglichkeit hinwies, revolutionäre Schläge gegen sie zu führen, in Frankreich durch die republikanische Partei, in Rußland durch Polen, daß er ferner im Notfall bereit war, selbst das ganze Ergebnis des Feldzugs preiszugeben, wenn das eben niedergeworfene, aber immer noch bewaffnete Oesterreich dem drohenden Frankreich in gemeinsamem Krieg mit Preußen entgegenträte, oder im andern Fall die Reichsverfassung von 1848 zu proklamiren und so die ganze Gewalt dieser Bewegung in den Dienst der preußisch-nationalen Sache zu stellen. Aehnliches wiederholte sich 1868 und 70 gegenüber von Italien: auch da nimmt er für den Fall eines italienischen Angriffs in Aussicht, die republikanische Partei mit allen Mitteln, Waffen und Geld zu unterstützen. Jetzt aber spricht er es ganz unmittelbar aus, daß auch die Einführung des allgemeinen Wahlrechts in die Verfassung des Norddeutschen Bundes gerade aus dieser Gedankenreihe entsprungen sei:

> Im Hinblick auf die Nothwendigkeit, im Kampf gegen eine Uebermacht des Auslandes im äußersten Notfall auch zu revolutionären Mitteln greifen zu können, hatte ich auch kein Bedenken getragen, die damals stärkste der freiheitlichen Künste, das allgemeine Wahlrecht, schon durch die Cirkulardepesche vom 10. Juni 1866 mit in die Pfanne zu werfen, um das monarchische Ausland abzuschrecken von Versuchen, die Finger in unsre nationale omelette zu stecken.

Es ist immer derselbe Grundsatz: wo die staatliche Existenz auf dem Spiele steht, darf kein Beistand abgelehnt werden.

Aus der äußersten Spannung, in der hier alle Kräfte gehalten werden, ist Bismarck auch durch den siegreichen Verlauf der Kriege nicht herausgekommen. Wie er es im Jahre 1866 gegen alle Generale durchgesetzt hat, daß die Floridsdorfer Linien, der befestigte Schutz vor der österreichischen Hauptstadt, nicht erst beschossen und belagert, sondern kurzer Hand umgangen wurden, und daß schließlich der Krieg vor Wien zu Ende kam, so war er es, der im Jahre 1870 mit Roon zusammen wieder gegen die militärische Leitung durchgesetzt hat, daß der Gedanke, Paris nur durch Hunger zu bezwingen — er sieht darin englische und freimaurerische Einflüsse —, aufgegeben und die Beschießung begonnen wurde. Beide male sieht er die Lage mit ganz andern Augen an als die Generale. Es giebt für ihn keinen Moment der Ruhe und des Stillstands, auch nicht zu unnötigen Siegen; denn jeder Augenblick kann politische Wendungen, die Einmischung der Neutralen bringen. Der Krieg ist ihm in seinem ganzen Verlauf nur das letzte Mittel der Politik. Es geht ebenso wenig an, ihn nur nach seinen eignen Gesetzen zu verfolgen, sodaß die Politik erst wieder eintreten dürfte, wenn der Krieg nach Anschauung der Armee wirklich zu Ende wäre, als andrerseits Momente zu berücksichtigen, die weder militärisch noch politisch sind, sondern angeblich human. Er will den Krieg geführt haben mit den äußersten Mitteln, aber ihn auch abbrechen können vor dem letzten kriegerischen Ziel, wenn der politische Zweck erreicht ist und eine Fortsetzung politische Gefahr brächte.

Wie dann der norddeutsche Bund und das Reich gegründet sind, dreht sich für ihn wieder Alles um das Ganze der staatlichen Existenz: die Gedanken an die Einzelheiten der Verfassung und alle Sorgen um die liberale oder konservative Richtung zurückstellen und nur dafür sorgen, daß die innere Befestigung des Staates eintrete! Denn alle Maßnahmen im Innern zielen eben nur auf das Eine ab, die Erhaltung und Stärkung des Staats. Es ist höchst bezeichnend, daß er eine ganze Anzahl von großen Fragen der innern Politik, die er als Minister mit aller Energie betrieben hat, in seinen Erinnerungen überhaupt nicht erwähnt: die soziale Frage, die Zoll- und Handelspolitik, die Kolonien u. a. Aber auch das ist bezeichnend, daß außer den Parteien Niemand so ärgerlich beurteilt wird als die Minister, die nur „Ressortpatrioten“ sind und den Zusammenhang ihrer Aufgaben mit dem Ganzen des Staats verlieren, oder gar die vortragenden Räte, die durch ihre technische Routine auf beschränktem Gebiet ihren Minister beherrschen und dadurch die einheitliche Arbeit der Staatsmaschine noch mehr hemmen.

Immer wieder drängt sich da der Eindruck auf: welch ungeheure Konzentration, welch verzehrende Arbeit und Sorge, und welche erdrückende Verantwortung!

In der That, diese Verantwortung ist für ihn das Aufreibendste gewesen. Das hat er schon im Dienst immer wieder

---

*) Wir bitten in voriger Nummer freundlichst zu verbessern: Sp. 387 Z. 7 notwendige, 388 Z. 4 Kardinaltugenden der Einzelperson, Z. 13 allerlei (für alle die), Z. 21 Urteils (für Vorurteils), Z. 26 an (für in), Z. 3 v. u. eine Bedeutung, 389 Z. 21 ist rechtlich zu tilgen, Z. 4 v. u. denn (für dann), 390 Z. 8 nun (für nur), 392 Z. 18 denn (für dann), Z. 24 sehr (für so), Z. 34 ihren. — Leider blieben für Nr. 17 die Korrekturen der Herren Verfasser aus, auf die wir im Drang des Umzugs sicher gerechnet hatten. D H

ausgesprochen; das geht auch aus den Gedanken und Erinnerungen hervor.

Aber das Bezeichnendste ist nun eben die Art, wie er dieses Gefühl der Verantwortlichkeit wendet. Seine Ausführungen über die staatsrechtliche Frage der Verantwortung der Minister und ihren praktisch-politischen Wert wie über die Gefahren der absoluten Monarchie sind außerordentlich interessant. Aber die staatsrechtliche Frage und die Verfassungsform entscheidet hier über die Hauptsache nicht. Der springende Punkt ist nach Bismarcks eigner Darstellung wieder einmal sittlicher Art.

Zunächst tritt vor allem die Forderung hervor, daß aus der Führung der Politik alle Gefühls- und überhaupt alle persönlichen Elemente auszuscheiden seien. Mehreremale, am schärfsten aber in jenen unvergleichlichen Kapiteln, die sich mit der Zukunft befassen, kommt er auf die Pflicht des Monarchen wie des Ministers zu reden, in der Politik keine persönliche Verstimmung, keine Eitelkeit und kein Beifallsbedürfnis, keine Ungeduld und keine Bequemlichkeit walten zu lassen. Und wie wenig das nur Warnungen sind, die ihm die Erfahrungen seiner letzten Jahre eingegeben haben, zeigen die Gedanken und Erinnerungen überall. Als Petersburger Gesandter hat er, weil der Minister ihm weder einsichtig noch gewissenhaft genug erschien, aus seinen amtlichen Berichten Alles weggelassen, was in Berlin verstimmen, höfischen Intriguen dienen und von sachlichen Erwägungen abziehen konnte. Als Minister hat er Berichte der Gesandten, die derartige Dinge enthielten, dem König nicht vorgelegt. Er macht diese Methode auch jetzt wieder den Gesandten wie den Ministern zur Pflicht. Und in einem Briefe an den Grafen Peter Schuwalow aus dem Jahre 1877, der Zeit der ärgsten Treibereien von Gortschakows persönlicher Politik, sagt er warnend voraus, daß seinen Nachfolgern vielleicht einmal nicht nur die Erfahrung, sondern auch die Selbstverleugnung abgehen könne, die nötig sei, um die persönlichen Empfindlichkeiten den monarchischen Interessen unterzuordnen. Aber auch schon aus der Frankfurter Zeit finden sich Aeußerungen derselben Art. Die bezeichnendste wohl ist die folgende:

> Sympathien und Antipathien in Betreff auswärtiger Mächte und Personen vermag ich vor meinem Pflichtgefühl im auswärtigen Dienste meines Landes nicht zu rechtfertigen, weder an mir noch an Andern; es ist darin der Embryo der Untreue gegen den Herrn oder das Land, dem man dient. Insbesondre aber, wenn man seine stehenden diplomatischen Beziehungen und die Unterhaltung des Einvernehmens im Frieden danach zuschneiden will, so hört man m. E. auf, Politik zu treiben und handelt nach persönlicher Willkür. Die Interessen des Vaterlandes dem eignen Gefühl von Liebe oder Haß gegen Fremde unterzuordnen, dazu hat meiner Ansicht nach selbst der König nicht das Recht, hat es aber vor Gott und nicht vor mir zu verantworten, wenn er es thut, und darum schweige ich über diesen Punkt.

Vielleicht ist ihm das in gewöhnlichen Zeiten leichter geworden als Andern, weil er bei aller elementaren Leidenschaft seiner Natur immer den kühlen, berechnenden Verstand behielt, der nur durch die realen Interessen der Machtpolitik bestimmt wurde. Wie er einmal in der Frankfurter Zeit sagt:

> Ich habe, was das Ausland anbelangt, in meinem Leben nur für England und seine Bewohner Sympathie gehabt und bin stundenweise noch nicht frei davon; aber die Leute wollen sich ja von uns nicht lieben lassen, und ich würde, sobald man mir nachweist, daß es im Interesse einer gesunden, wohldurchdachten preußischen Politik liegt, unsre Truppen mit derselben Genugthuung auf die französischen, russischen, englischen oder österreichischen feuern sehen.

Aber für einen Mann von so leidenschaftlichem nationalem Ehrgefühl wie ihn fehlten wahrlich auch in der äußern Politik die Gelegenheiten nicht, aufzubrausen und Entscheidungen zu treffen, die die Nation unter allen Umständen hinter sich gehabt hätten. Er selbst hebt eine ganze Anzahl solcher Fälle hervor: „ohne Widerstreben seiner persönlichen Empfindlichkeit" sei es da nicht abgegangen. Aber „internationale Streitigkeiten, die nur durch den Volkskrieg erledigt werden können, habe ich niemals aus dem Gesichtspunkt des Göttinger Comments und der Privatmensuren-Ehre aufgefaßt." Er hat zu Kriegen immer nur geraten, wenn für den Fall des Sieges der Kampfpreis der Opfer wert war, d. h. wenn es sich darum handelte, den Anspruch des deutschen Volkes durchzusetzen, gleichberechtigt mit den andern großen Mächten Europas ein autonomes politisches Leben zu führen.

Natürlich hatte diese Unempfindlichkeit ihre Grenze. Die tiefe Depression, die die selbständigen Verhandlungen des Königs mit Benedetti in Ems bei Bismarck wie bei Roon und Moltke erzeugt haben, ist bekannt. Da ist für Bismarck die Verletzung der nationalen Ehre ein zwingender Grund zum Kriege: die nationale Ehre im höchsten Sinn aber ist mit der nationalen Existenz identisch, und außerdem war damals die „französische Ohrfeige" gerade darauf berechnet, Preußen zu diskreditiren und die kommende deutsche Einigung zu verhindern.

Jedoch die ganze Schwere der Verantwortung und des Gefühls dafür kommt erst im Verhältnis zum König zum Ausdruck. Ich setze einfach die Worte Bismarcks selbst her:

> Meine Gesundheit war damals [1876] längst geschwächt, nicht durch die Arbeiten, welche mir oblagen, aber durch das ununterbrochene Bewußtsein der Verantwortlichkeit für große Ereignisse, bei denen die Zukunft des Vaterlandes auf dem Spiele stand. Ich habe natürlich während der bewegten und gelegentlich stürmischen Entwicklung unsrer Politik nicht immer mit Sicherheit voraussehen können, ob der Weg, den ich einschlug, der richtige war, und doch war ich gezwungen, so zu handeln, als ob ich die kommenden Ereignisse und die Wirkung der eignen Entschließungen auf dieselben mit voller Klarheit voraussehe. Die Frage, ob das eigne Augenmaß, der politische Instinct, ihn richtig leitet, ist ziemlich gleichgültig für einen Minister, dem alle Zweifel gelöst sind, sobald er durch die königliche Unterschrift oder durch eine parlamentarische Mehrheit sich gedeckt fühlt, man könnte sagen, einen Minister katholischer Politik, der im Besitz der Absolution ist, und den die mehr protestantische Frage, ob er seine eigne Absolution hat, nicht kümmert. Für einen Minister aber, der seine Ehre mit der des Landes vollständig identificirt, ist die Ungewißheit des Erfolges einer jeden politischen Entschließung von aufreibender Wirkung. . . .
>
> Nicht die Arbeit ist das Aufreibende, die Zweifel und Sorgen sind es und das Ehrgefühl, die Verantwortlichkeit, ohne daß man zur Unterstützung der letztern etwas andres als die eigne Ueberzeugung und den eignen Willen anführen kann, wie das grade in den wichtigsten Krisen am schärfsten Platz greift.

Für mein Gefühl liegt hier der entscheidende Punkt in der ganzen Auffassung Bismarcks von den Aufgaben des Staatsmanns: nicht die Verantwortung vor den verfassungsmäßigen Instanzen — das ist ein Nebenpunkt, der nicht viel Mühe macht —, sondern die vor der Nation und ihrer Zukunft, vor der Geschichte, vor Gott. Hier liegt der Kern seiner Unbeugsamkeit und Härte: er kennt nichts Schlimmeres, als die „Kampfesscheu, die die Zukunft für etwas mehr Bequemlichkeit in der Gegenwart zu opfern bereit ist." Er hat immer nur die Zukunft im Auge. Und wer empfindet nicht das ganze furchtbare Gewicht dieses Gefühls! Man erinnert sich an die Worte, die Bismarck 1880 an den Grafen Otto Stolberg geschrieben hat, der um seine Entlassung gebeten hatte:

> Wenn Eurer Exzellenz dabei, wie Sie sagen, die persönliche Freudigkeit fehlt, so kann ich Ihnen das sehr nachempfinden; ich kenne dieses Gefühl seit fast zehn Jahren nicht mehr, sondern nur das der Pflicht, die ich nicht mit Liebe zur Sache erfülle, sondern unter dem Zwang meines eigenen Gewissens.

Dieses Gefühl der Verantwortlichkeit für die Zukunft seines Volks hat ihn bekanntlich auch nicht verlassen, nachdem er aufgehört hatte, Minister zu sein. Auch die Gedanken und Erinnerungen sind schließlich doch daraus entsprungen, zumal die „Gedanken." Niemand wird z. B. die Kapitel über den Dreibund und die zukünftige Politik Rußlands lesen können, ohne aufs tiefste ergriffen zu werden von dem furchtbaren Ernst, mit dem er da die Zukunft und die Aufgaben der deutschen Politik in ihr beleuchtet. Niemand wird aber auch sonst das Gefühl verleugnen können, daß die Auswahl der Stoffe, wie der Accent, mit dem sie betont werden, praktisch motiviert sind durch die Gefahren, die er in den zur Zeit maßgebenden Personen oder in Erscheinungen sieht, die an jedem Hof, in jedem Staatswesen vorhanden, insbesondre aber in unsern deutschen Überlieferungen fest gewurzelt sind.

Karl Müller

Bücher und Schriften

Der Christus der Geschichte und sein Christentum. Der Gemeinde dargestellt von Georg Längin. Zweite Abteilung. Leipzig, Wigand, 1898. 2 Mk.

Wir haben eine Reihe von Schriften, die mit Berücksichtigung der neuen Arbeiten der Theologie Jesu Leben und Lehren darstellen in einer Weise, die auch für gebildete Gemeindeglieder be-

rechnet ist. Das vorliegende Buch erreicht diesen Zweck sehr schön. Das Bild Christi wird vor den Augen anschaulich und lebendig. Aber mit den Folgerungen wird nicht Jeder einverstanden sein, die der Verfasser aus dieser Darstellung zieht. Wenn er als das einzig echte Christentum die Freude an Jesu Gottes-, Welt- und Lebensanschauungen und eine Bethätigung seiner sittlichen Vorschriften ansieht, so ist das doch nicht das Ganze. Neben und gegenüber den Evangelien stehen nicht nur die Lehrentscheidungen der Konzilien, sondern wir haben auch noch die Apostel, besonders die Schriften Pauli und Johannis, die für unsre Gestaltung des Christentums in Betracht kommen. Die Frage lautet, ob nicht, um einen Ausdruck von Bonus zu gebrauchen, das Negativ, das heißt die Einwirkung Christi auf seine Umgebung und die erste Generation nach ihm uns wichtige Züge zum Verständnis seiner Person, zur Gewinnung eines reicheren Bildes darbietet. Die Ausführungen der Briefe liegen zumeist noch in der Linie seiner Ziele und Gedanken. Hat man früher nur die Briefe, dann nur die Evangelien berücksichtigt, so werden wir wohl in Zukunft immer mehr die Harmonie beider Gruppen suchen müssen. Es kann auch einen Standpunkt geben, der nicht nur den Christus der Evangelien und nicht nur den zum Teil mit fremden Farben gemalten Christus des Johannes und des Paulus kennt, sondern die Stellung der Briefe zu dem Christus der Evangelien einzunehmen sucht. Niebergall

Die mystische Seite des religiösen Lebens. Von O. Hartwich, Pastor in Bremen-Walle. Bremen, Schünemann, 1898. 50 Pfge.

Die Befriedigung der mystischen Anlage im Menschen bringt Christus, weil er uns durch seine Anweisung zum Erbarmen und zur Feindesliebe zu Gottes Kindern und damit wesensgleich mit Gott macht. Das ist kurz der Inhalt des leichtgeschriebnen, mit zahlreichen Ausführungen gegen die Orthodoxie versetzten Vortrages. Aber wenn man unter Mystik wohl allgemein ein Streben nach Gottesgemeinschaft auf dem Wege des Erkennens und der Gefühlsversenkung versteht, so kann sittliche Bethätigung nicht die Vollendung der mystischen Anlage heißen. Wir finden diese vielmehr da, wo die allgemeine mystische Funktion, das Gefühl und das Erkennen, sich auf den höchsten Gegenstand richtet; und dieser höchste Gegenstand ist die Person Christi. Die Versenkung in sie und die Erkenntnis ihrer Art bringt uns in die Gemeinschaft mit Gott; und weil es eine heilige Person ist, darum erfüllt uns die Gottesgemeinschaft mit sittlichen Kräften. Der Weg in diese Gottesgemeinschaft hinein heißt Glaube und Erkennen, die Sittlichkeit liegt auf dem Rückweg von ihr in die Gemeinschaft der Welt. Das ist die Vollendung der Mystik, wenigstens ist es die christliche Mystik; und wenn es in ihr nicht überall ausdrücklich hervortritt, so ist es doch immer der aus der Offenbarung in Christo gewonnene Gott, in den sie sich versenkt. Niebergall

Denken und Handeln. Den deutschen Männern und Frauen gewidmet von Fr. Fr., Verfasser von „Zurück zu Christus." Zweites Zehntausend. Berlin, 1898. A. Koch, Birkenwerder bei Berlin. 50 Pfge, gebunden 1 Mk.

Ein lesenswertes Büchlein — für solche, die mit Bedacht und Ueberlegung lesen, und deren giebt es ja nicht gerade Zehntausende. Aus warmem Herzen schreibt der Verfasser; seine Abhandlungen zur sozialen Lage der Gegenwart sind treffend und geben manches Anregende. So die über Arbeiter und Maschinen, über Trunksucht, Volkslesehallen, über die Redlichkeit, auch über die Geldheiraten, die Sozialdemokraten und die Frauen, über die Gesundheitspflege oder die christliche Liebesthätigkeit. Gut sind auch die Ausführungen über den Religionsunterricht. Was die mehr theologischen Abhandlungen angeht, so dürfte der Verfasser*) kein Theolog sein — würde er sonst fertig bringen, Jesus zum Verfasser des Buches Hiob zu machen, ihn in seiner Jugend Reisen nach Indien und Aegypten unternehmen zu lassen und im Johannesevangelium die Andeutung zu finden, daß Jesus nicht wirklich tot gewesen sei? Unter Verwerfung der kirchlichen Bekenntnisse will der Verfasser zurückgehen auf den lebendigen, Leben zeugenden Quell, auf das Neue Testament. „Diesen Quell von dem Schutte zu reinigen, der während dieser langen Zeit hineingefallen ist, dies ist die höchste Aufgabe der Gegenwart." Dabei zeigt die Art, wie sich der Verfasser mit den Wundern, insonderheit mit Jesu Auferweckung, auseinandersetzt, daß er Manches für „Schutt" hält, was Andre doch als gute Bausteine ansehen. Welche Bedeutung mögen für ihn wohl die neutestamentlichen Briefe haben? Man sieht, das eigne Urteil ist schließlich Meister; und es wäre gut, dies recht deutlich auszusprechen. Das Büchlein ist ein Zeichen der Zeit, achten wir auf solche Zeichen. Prümers

Thomas a Kempis, sein Leben und seine Schriften, vornehmlich die „Nachfolge Christi." Von Dr. Peter Paulsen in Mölln. Leipzig, Ungleich, 1898. 58 S. 0,80 Mk.

Kurzes Lebensbild, Darstellung seiner Grundgedanken, Proben aus der „Nachfolge Christi," Beurteilung seiner Weltanschauung vom lutherischen Standpunkte aus. Bei aller offenbaren Sympathie leugnet Paulsen nicht, daß man manche unevangelische Stellen in Gedanken verbessern und berichtigen müsse, daß Thomas noch in der römisch-katholischen Anschauung lebe, daher vielfach Weltflucht anstatt Weltüberwindung lehre. Trotzdem kommt Paulsen zu dem Schluß: „Wenn man die Nachfolge Christi mit Kritik und der nötigen Berichtigung liest, so wird auch ein evangelisch-lutherischer Christ sie niemals ohne Trost und geistlichen Segen benutzen." Ein klareres Urteil giebt Uhlhorn,

*) Oder die Verfasserin. D H

wenn er in seinen „Kämpfen und Siegen des Christentums" S. 334 über die Nachfolge Christi sagt: „Ein in der Welt stehender Mensch kann nach den Anweisungen dieses Buches nicht leben, und die mönchischen Tugenden, die es anpreist, genügen nicht, um die Aufgaben des Lebens zu erfüllen. Trotz dem warmen Pulsschlag echt religiösen Lebens, den man allenthalben fühlt, trotz der tiefen Ruhe, die es atmet, muß man sagen: den Weg zum wahren Frieden zeigt das Buch nicht." H Danneil

Aus Geschichte und Kunst des Christentums behandelt Hasenclever in einem unter diesem Titel erschienenen Büchlein (Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn, 1898. 194 S. 2 Mk.) ausgewählte Kapitel. Die einzelnen Abschnitte — es mögen zum Teil wohl Vorträge gewesen sein — behandeln: den litterarischen Kampf zwischen Urchristentum und Heidentum, das erste Dogma, Reformation und Kunst, den Kirchenbau des Protestantismus, die Darstellung des Religiösen in der modernen Malerei. Daß die Geschichte die Lehrmeisterin des Lebens sein solle, ist ein allgemein zugegebner Satz, von dessen praktischer Beherzigung freilich wenig genug zu spüren ist. Aber ehe man die Zeit darüber schilt, soll man doch fragen, wer sich Mühe giebt, Geschichte zu lehren. Es ist selten genug, daß der, der die Kenntnis besitzt, auch die Gabe hat, sein Wissen dem Volke mundgerecht zu machen. Und wenn er auch diese Gabe besitzt, so hat er oft weder Lust noch Zeit, sie zu gebrauchen. Hier redet ein Mann, der in der Geschichte bewandert ist, dessen Hauptarbeitsfeld aber, wie auch die Themata seiner Aufsätze zeigen, das Gebiet der Kunst ist. In diesem bewegt er sich denn auch erheblich freier, während bei den beiden geschichtlichen Aufsätzen, namentlich bei dem ersten, doch Mancherlei zu beanstanden wäre. Aber das soll nicht davon abhalten, diese kleine Sammlung zu empfehlen. Wen die wichtigen prinzipiellen Fragen, auf dem Gebiete der dogmengeschichtlichen Forschung wie dem der modernen Kunst interessiren, der wird sich gern dem freimütigen und feingebildeten Führer anvertrauen. Störend ist die große Anzahl von Druckfehlern, besonders in den Eigennamen. S. 3 Mythras, S. 5 Phylostratus, Appollonius von Thyana — dieser Name ist überhaupt konsequent falsch gedruckt —, S. 30 f. Athanagoras u. a. E Preuschen

Chronika eines fahrenden Schülers. Von Clemens Brentano. Fortgesetzt und vollendet von A. v. d. Elbe. Achte Auflage, Miniaturausgabe. Heidelberg, Karl Winter. Gebunden 5 Mk.

Verdunkelt durch die Reklame der modernen „Sittenromane," ein Ausdruck, der durch die beigegebne Interpunktion die Aufmerksamkeit des Lesers auf seinen unsittlichen Inhalt lenken muß, ist in unsrer heutigen Leserwelt der historische Roman über Gebühr vergessen worden. Die Kunst, einfach und schön zu erzählen, wie sie z. B. Dickens eignet, wird infolgedessen bei unsern modernen Erzählern über dem Haschen nach immer pikantern Sensationsstoffen sehr vernachlässigt. Um so wohlthuender berührt es, eine Erzählung empfehlen zu können, die man den besten Freytagschen Bildern aus der deutschen Vergangenheit oder Scheffels Ekkehard an die Seite stellen darf. Die Chronik eines fahrenden Schülers, von Clemens Brentano begonnen, ist von einer Dichterin fortgesetzt und vollendet worden. Alle Vorzüge des weiblichen Geschlechts, die Anmut der Schilderung, der feine Takt, der Liebreiz reinen menschlichen Wohlwollens lagern über dieser edeln, tief empfundnen, schönen Erzählung. Die Heldin der Erzählung, die Laurenburger Els, ist eine schmerzbeladne, glaubensstarke deutsche Frau, die an das Taciteische Sanctum aliquid providumque (etwas Heiliges und Göttliches) gemahnt. Ihr beigegebnes Bild, von keinem Geringern als Ludwig Richter gezeichnet, feiert dieses reine Wesen in dem Adel seiner Hoheit, in dem Zauber seiner Herzensgüte, wie sie dankerfüllt ihr Kindlein zum Himmel emporhebt, im Herzen betend für den Vater. Auch die übrigen Frauengestalten des Buches nehmen teil an diesen Vorzügen. Die männlichen Gestalten der Erzählung sind meistens ernst gehalten, teilweise von einer fast übermenschlichen Rauheit. Der Held der Erzählung ist insofern eine Bestätigung der modernen darwinistischen Theorien, als nicht nur die Sünde der Eltern in gesteigertem Maße an erblich belasteten Kindern immer ärger wiederkehrt, sondern umgekehrt auch die Treue eines geliebten Vaters auf die Kinder und Kindeskinder sich forterbt. So ist der ganze Roman eine Verherrlichung der schönsten deutschen Tugend, der Treue. Seine Lektüre ist eine Quelle ungetrübten, edeln Genusses, und wer ihn zur Hand nimmt, wird darüber erstaunen, daß man als sogenannter gebildeter Deutscher so lange an diesem Werke teilnahmlos vorübergehen konnte. Zur Konfirmation wünschte ich dieses Büchlein recht vielen deutschen Mädchen zum Geschenke für ihr ganzes Leben, in stillen Stunden werden sie immer wieder gern sich erbauen und trösten an der Laurenburger Els.*) Heinrich Reuß

Dilettanten des Lebens. Dieser Roman wird sich durchsetzen wie seine Verfasserin, C. Viebig, die noch nicht allzulange auf den Plan der Romanschriftstellerei getreten ist, mehrfach aber mit sehr glücklichem Wurf. Er behandelt kein großes, weltbewegendes, hochtragisches Problem und keine außergewöhnlichen Menschen. Und dennoch fesselt er in dramatischer Steigerung der dargestellten Wirklichkeit bis ans Ende. Ein junges Mädchen von schwankendem Charakter, mit heißem Drang zur Kunst, nach Ruhm und nach dem Glück der Ehe ertrotzt sich schließlich die letztere, um darin auf Kunst und Ruhm verzichten zu lernen, aber auszureifen zu einem geklärten

*) Vielleicht merken sich das unsre Leser gern für nächstes Ostern. D H

Charakter. Ihr Gatte, der im ersten Jahre der Ehe stirbt, ist psychologisch besonders fein dargestellt: in der seelischen Verfassung eines Künstlerdilettanten, von sanguinischem Temperament und mit der zunehmenden Schwindsucht in der Brust. Außer der Ehe dieser beiden sind noch zwei andre Ehen geschildert, die eine hohl, die andre disharmonisch, beide unglücklich, alle drei Ehepaare Dilettanten des Glücks. Das Buch kostet 3,50 Mk. und erschien bei Fontane in Berlin.

Göhre

Gewinn aus verlornen Tagen kann man die kurzen Betrachtungen eines Genesenden nennen, die A. Schäffer, weiland Pfarrer im Ober-Elsaß, verfaßt und Holtey-Weber aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt hat. (Leipzig, Sonnenhol 1898. 1,60 Mk.) Es sind Selbstbekenntnisse eines schwer Kranken, Gedanken, die ihm in schlaflosen Stunden gekommen sind, und die er nachher aufgeschrieben hat. Wir sehen die Welt eines Kranken, sein Zimmer mit den Bildern und Blumen und der Aussicht durch das Fenster, seine Erlebnisse, den Besuch der Pflegerin, des Arztes, des Pastors. (Hier fällt der Verfasser ein wenig aus der Rolle.) Alles ist erbaulich aufgefaßt; kurz: dies und das für besinnliche Leute, eine Art Bonus für die Krankenstube.

Otto Baltzer

Die Pfarrervereine sind besonders in den altpreußischen Provinzen und in Hessen ein beachtenswerter Faktor im kirchlichen Leben geworden. Es ist ein bedeutsamer Fortschritt, daß sie prinzipiell ein Zusammenwirken aller theologischen Richtungen nicht nur in praktischen Fragen erstreben; nur daß sie freilich diesem Grundsatze nicht immer treu bleiben. Wir sind ja alle viel zu sehr Parteimenschen. Diese Vereine haben von vornherein auch die gemeinsame theologische Arbeit in ihr Programm aufgenommen, aber soviel ich weiß, hat bisher nur der besonders rührige schlesische Verein sich damit auch an die Oeffentlichkeit gewagt. Von Mitgliedern des schlesischen Pfarrervereins zu Gunsten der Pfarrtöchter bearbeitet liegt ein Homiletisches Handbuch zu den neuen gottesdienstlichen Lektionen der preußischen Landeskirche vor. (Teil 1. Berlin, Ostdeutscher Jünglingsbund, 1898. 7 Mk.) Unsre theologischen Leser werden in dem starken Bande reichen Stoff gesammelt finden. Wir behalten uns unser Urteil vor, bis auch der zweite abschließende Band erschienen ist.

Otto Baltzer

Quittung

Für den tapferen Katholiken (vergl. Nr. 15): 300 Mk. von v H, Leipzig; 50 von X, Potsdam; 25 gesammelt in einer Gustav-Adolf-Vorstandssitzung in Bielefeld; je 20 von Sch, Löderburg; D, Grunewald; 11,50 von Freunden aus Aachen und Baals; je 10 von Ph St, Heilbronn; J Sch, Schleswig; X in Potsdam; G R, Göttingen; 8,50 von einem Schicksalsgenossen K P in Smichow bei Prag; 8 von J B, Giengen a. Br.; 7 von Sch und T, Erfurt; je 6 von C und A, Hakeborn; von den Konviktskandidaten in Bethel; von O, Brilon; je 5 von E Th; H, Craja; O in F; F, Stettin; 2 Gebern in Rothenburg; L, Bielefeld; G, Dettweiler; H, Straßburg; W M Niedergebra; N N, Blaubeuren; St, D.-Eylau; W, Friedberg; H F, Herborn; A K in St; 4 von G B, Westheim; je 3 von P, Annaberg; L St, Mossau; H, Heupeda; S in C; M, Berne; 2,50 von N in N; je 2 von M, Kreuznach; L, Heiligenstedten; L P, Lennep; je 1 von M, Caden; N N.

Damit ist die erwünschte Summe beinahe erreicht, und wir schließen dankbar und erfreut diese Sammlung.

Für die Evangelischen in Oesterreich: 30 Mk. von K, Gießen; 20 von v R, Düsseldorf; je 10 von J B, Giengen a. Br.; X, Potsdam; St, D.-Eylau; von der anhaltischen Pastoralversammlung auf dem Harz; je 5 von M Ch und B R, Gnadau; W W, Finkenwärder; C L, Ehrenbreitstein; O in F; 3 von W, Niederweidbach; 2,50 von N in N.*)

Für Armenien: 28,50 Mk. von Konfirmanden in Rumpenheim; 20,20 gesammelt von Diakonisse M in Ravensburg; 13,50 durch Sp, Spellen bei Wesel; 5 von einer Witwe in Berne; 4,55 von W, Olbernhau.

Für das notwendige Liebeswerk: 18 Mk. von F, Wossitz; 5 von D Sch, Frankfurt a. M.

Für die Hungersnot in Deutsch-Ostafrika (vergl. Brot für Steine in Nr. 10): 21,15 Mk. aus der Gemeinde Hilgen; 10 von X, Potsdam; 5 von M F, Freudenstadt.

Herzlichen Dank! D H

Zur freundlichen Beachtung

Tage einer gründlichen Revision nach innen und außen sind für die Leitung der Christlichen Welt angebrochen. Zunächst gilt es Rückständiges aufzuarbeiten, Ungeordnetes zu entwirren, und die Korrespondenz möglichst noch zu erledigen, die aus Mangel an Zeit und Kraft unerledigt blieb. Ich hoffe künftig wieder ein besserer Briefschreiber zu sein, als ich in den letzten Jahren leider geworden bin. Insbesondre mußte ich manche vertrauliche Frage, auf die ich gern eingegangen wäre, unbeantwortet lassen und mich immer mehr auf das geschäftlich Nötigste beschränken. Indem ich das zu entschuldigen bitte, möchte ich zugleich solchen, die darin schlechte Erfahrungen mit mir gemacht haben, anheimgeben, es unter den veränderten Umständen noch einmal mit mir zu versuchen. Auch empfiehlt es sich, Nachfragen nach unerledigten Manuskripten u. dgl. jetzt an mich zu richten. Für einzelne Beiträge, über die ich gern verhandelte, sind die Namen oder doch die Adressen der Verfasser abhanden gekommen.

Auch sonst ist jetzt eine günstige Zeit, Wünsche auszusprechen. Der Ertrag der Fragebogen soll jedenfalls in den nächsten Wochen gebucht und genützt werden.

Der verheißene Bericht über die Kirchlich-soziale Konferenz in Berlin folgt in nächster Nummer.

Die verehrlichen Verlagshandlungen, Redaktionen u. s. w., die uns Tauschsendungen, Rezensionsexemplare u. dgl. zugehen lassen, bitten wir auf unsre veränderte Adresse zu achten.

Für alle Zeichen freundlichen Gedenkens in diesen Tagen herzlichen Dank! D H

*) Einer der freundlichen Einsender bemerkt: „Wäre es nicht schön, um Gaben zu bitten im Blatt, damit es sich etwas mehr rege in der schlummernden evangelischen Kirche? Weniger Streit über die Ursachen des Uebertritts und mehr Gaben sind zur Zeit besser.“ Diesen Standpunkt hat die Redaktion nachdrücklich vertreten und wiederholt um Gaben gebeten. Gern erneuern wir die Bitte. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
Frankfurt a. M.: Montag, den 8. Mai, nachmittags 4 Uhr, Rosenau, Reuterweg 8: Eine Windthorstbiographie.

Doctors daughter with slight knowledge of German, wishes situation as companion, au pair in large town. Musical. Middle of May. London references.
Miss Alice Connell,
p. A. Frau Oberpfarrer Naumann, Schwarzenberg i. Erzgeb.

Tüchtiger Gärtner
evangel. Conf. für deutsch. ostafr. neues Plant.-Untern. gesucht. Offert m. Zeugn., Lebensl., Phot., Gehalts-Anspr. unter **F. A. 682** an Annoncen-Exped. G. L. Daube & Co. in Frankfurt am Main einreichen.

Gebr. Stoffregen, Hannover
im evangelischen Vereinshause
empfehlen alle Arten
Paramente u. Kirchengeräte
Kirchenkronleuchter, Wachslichter, Hostien, ferner:
Talare, Baretts und Bäffchen
Ill. Kataloge. Billigste Preise.
Reelle Bedienung.

Die
Kreis-Sparkasse
zu Dorsten
(Garantieverband: Kreis Recklinghausen) nimmt Einlagen zu **jeder Höhe** (auch durch die Post) an und verzinst dieselben dauernd mit **3 ½ %.**

Allerh. Auszeichnungen: Orden, Staatsmedaillen etc.
EMMER
Pianinos 450 Mk. an,
Flügel 10jähr. Gar.
Harmoniums 95 Mark an.
Abz. gest. Bar: Rabatt und Freisend.
Fabrik W. Emmer, Berlin,
Seydelstrasse 20.
Die Herren Pastoren und Lehrer haben Ausnahmepreise.

Bei angemessener freier Behandlung
Alkohol-Entziehungskur
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.
Prospect frei.

Schönste Erinnerung an
Jerusalem.
Rückblick vom Turme der Erlöserkirche.
Eigene photographische Aufnahme.
— Als Leporello-Album 60 M., 20 M., 10 M. —
Prospekte kostenlos.
Kunstverlag Bruno Hentschel
Leipzig, Roßstr. 9

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen.

Voranzeige.

In Vorbereitung befindet sich:

KURZES BIBELWÖRTERBUCH

unter Mitwirkung von Lic. **G. Beer** in Halle a. S., Professor D. **H. J. Holtzmann** in Strassburg, Professor D. **E. Kautzsch** in Halle, Geh. Kirchenrat Professor D. **C. Siegfried** in Jena, Professor Dr. **A. Socin** in Leipzig, Professor Dr. **A. Wiedemann** in Bonn Professor Dr. **H. Zimmern** in Leipzig

herausgegeben von

D. **H. Guthe,**

Professor der Theologie in Leipzig.

Mit vielen Abbildungen.

(Aus dem Verlag der **H. Laupp**'schen Buchhandlung in Tübingen übernommen, welche schon seit mehreren Jahren die Herausgabe des Werkes in Angriff genommen hat.)

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Im Anschluß an den Artikel „Gustav Glogau" offeriere ich

Clasen, Glogaus Vorlesung über Religionsphilosophie

(Ladenpreis 1 Mk.) für 90 Pfg. und 5 Pfg. Porto.

Centralstelle der Glogau-Gesellschaft.
P. La Roche, Derwitz bei Groß-Kreuz.

Verlag von Dörffling & Franke in Leipzig.

Euler, C., Grundriss der evangel. Sittenlehre . . . 80 Pf.

— Grundriss der evangelischen Glaubenslehre . . 1 Mk.

Gandert, K. H. F., Verzeichniss der im Kompendium der Dogmatik von Dr. Ch. E. Luthardt (9. Aufl. 1893) citirten Bibelstellen . . . . 1 Mk.

Kraul, K., Die Unterscheidungslehren der verschiedenen christlichen Bekenntnisse im Lichte der heil. Schrift.
12. Auflage, herausgegeben von Dr. R. Seeberg. 210 S.
1 Mk. 60 Pf., elegant gebunden 2 Mk.

Kahnis, Dr. K. F. A., Lutherische Dogmatik. ※ ※ ※ ※
Historisch-genetisch dargestellt. **2.** Ausgabe in zwei Bänden . 18 Mk.

Luthardt, Dr. Ch. E., Kompendium der Dogmatik. ※ ※
9., verbesserte Aufl. 7 Mk., eleg. geb. in Halbfranz 8 Mk. 50 Pf.

— Kompendium der theologischen Ethik. ※ ※ ※ ※ ※
2. Auflage . . . . 7 Mk., elegant gebunden 8 Mk.

— Zur Einführung in das akademische Leben und Studium des Theologen . . . . 2 Mk., elegant gebunden 3 Mk.

— Apologetische Vorträge. Vier Bände. ※ ※ ※ ※ ※
1. **Grundwahrheiten. 12.** bis **14.** Auflage. Wohlfeile Ausgabe. 4 Mk., elegant gebunden 5 Mk. 20 Pf. — 2. **Heilswahrheiten. 6.** Auflage. 6 Mk., elegant gebunden 7 Mk. 20 Pf. — 3. **Moral. 5.** bis **7.** Auflage. Wohlfeile Ausgabe. 4 Mk., elegant gebunden 5 Mk. 20 Pf. — 4. **Moderne Weltanschauungen. 3.** Auflage. 6 Mk., elegant gebunden 7 Mk. 20 Pf.

— Geschichte der christlichen Ethik. ※ ※ ※ ※ ※ ※
I. Hälfte: **Geschichte der christlichen Ethik vor der Reformation.** 9 Mk.
II. Hälfte: **Geschichte der christlichen Ethik nach der Reformation.** 16 Mk.

— Die christliche Glaubenslehre gemeinverst. dargestellt.
9 Mk., elegant gebunden 11 Mk.

Schlottmann, D. K., Kompendium der biblischen Theologie des Alten und Neuen Testaments. ※ ※ ※ ※
Herausgegeben von D. Ernst Kühn. **2.,** durchgesehene und mit einigen Zusätzen vermehrte Auflage . . . . . 4 Mk., elegant gebunden 5 Mk.

Stellhorn, F. W., Kurzgefasstes Wörterbuch zum Griech. Neuen Testament . . . . . . 3 Mk., elegant gebunden 4 Mk.

Weber, Dr. Ferd., Jüdische Theologie auf Grund des Talmud und verwandter Schriften gemeinfasslich dargestellt.
Nach des Verfassers Tode herausgegeben von Franz Delitzsch und Georg Schnedermann. (Bisher unter dem Titel „System der altsynagogalen palästinischen Theologie" oder „Die Lehren des Talmud".)
2., verbesserte Auflage . . 8 Mk., elegant gebunden 9 Mk. 20 Pf.

Einladung zum Abonnement

auf die

vornehmste Zeitschrift
das Lieblingsblatt der gebildeten Welt
ein modernes Blatt
für die moderne Weltstadt:

Der Jubiläumsjahrgang
beginnt mit dem märkischen Lustspiel-Roman:
„Das Heiratsjahr" von Fedor von Zobeltitz.

Abonnements übernehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsspeditionen und Postanstalten.
Preis pro Quartal 2 Mark 50 Pf. frei ins Haus.

Probenummern versendet gratis und franko
der Verlag
Friedrich Schirmer, Berlin SW. 13.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Leipzig, Querstr. 21. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

☛ Hierzu eine Beilage des „Volksanwalt", herausgegeben von Herrn Professor Lehmann-Hohenberg in Kiel. ☚